



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Nach Sibirien
mit
hunderttausend
Deutschen

Vier Monate russische Kriegsgefangenschaft
von

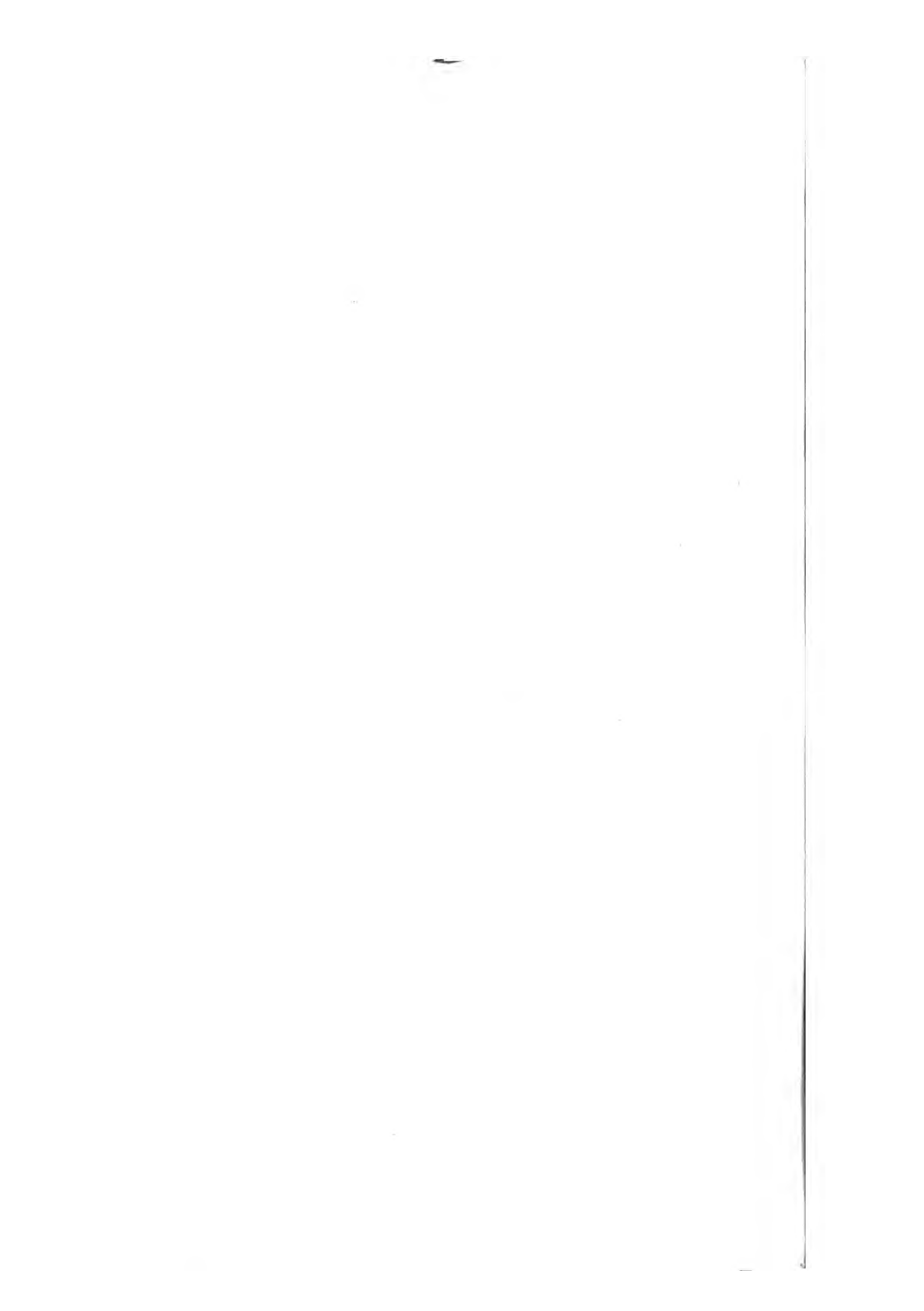
Kurt Aram



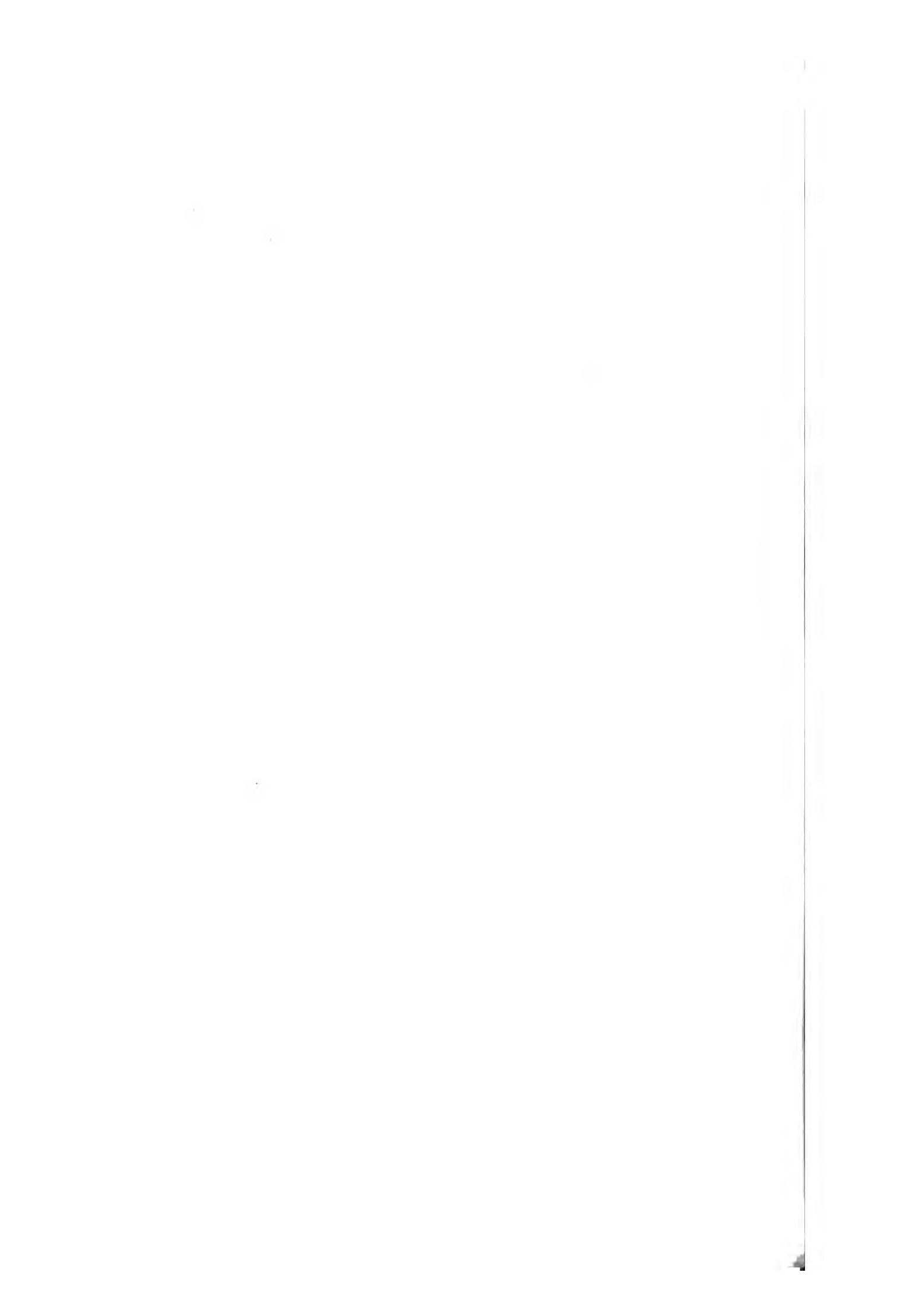
24797

24781 f. 6

Zwölf
Kriegsbücher



**Nach Sibirien
mit
hunderttausend
Deutschen**



Nach Sibirien mit hunderttausend Deutschen

Vier Monate russische Kriegsgefangenschaft
von

Kurt Aram

121.—140. Tausend



1 9 1 5

Verlag Ullstein & Co. Berlin & Wien

BODL. LIBR.
20. SEP. 1919
OXFORD

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1915 by Ullstein & Co, Berlin.

Die Reise nach Tiflis

Am Sonnabend Mittag, den 25. Juli, gingen wir, meine Frau und ich, in Konstantinopel an Bord der „Carintia“, eines kleinen schmucken Dampfers des Osterreichischen Lloyd, der uns durch das Schwarze Meer nach Batum bringen sollte.*) Im Sommer des Jahres 1914 hatte bekanntlich die Türkei, dem Drängen Deutschlands und Rußlands nachgebend, durchgreifende Reformen in Ost-Anatolien, das in der Hauptsache von armenischen Christen und von Kurden bewohnt wird, zugesagt. Drei Monate lang hatte ich diese mich interessierende Frage in Konstantinopel studiert. Zwei europäische Generalinspektoren für Ost-Anatolien, ein Norweger und ein Holländer, waren derweil von der Hohen Pforte ernannt worden. Der eine sollte seinen Sitz in Trapezunt, der andere in Wan haben. Mitte Juli waren sie mit ihrem Gefolge nach Anatolien abgereist. Am 25. Juli wollte ich ihnen nachreisen und einen Einblick in ihre Arbeit gewinnen. Da es eine ausgiebige Forschungsreise werden sollte, war am 20. Juli meine Frau aus Newyork zu mir nach Konstantinopel gekommen.

*) Siehe die am Schluß des Buches beigegebene Karte von Kaukasien.

Wir wollten zunächst nach Wan am Wansee reisen. Um dorthin zu gelangen, gab es zwei Wege. Entweder fuhr man zu Schiff nach Trapezunt und reiste dann zu Wagen oder zu Pferd über Erzerum nach Wan. Das dauerte von Trapezunt aus etwa dreiundzwanzig Tage, also eine sehr umständliche und sehr beschwerliche Reise. Oder aber man fuhr zu Schiff nach Batum, benutzte von dort die russische Eisenbahn über Tiflis nach Erivan und hatte dann nur noch dreieinhalb Tage bis Wan, der Weg war also bedeutend kürzer und, da man bis auf die letzten drei Tage die russische Eisenbahn benutzen konnte, auch bedeutend bequemer. Also wählten wir natürlich ihn. Zwar war der österreichisch-serbische Konflikt schon ausgebrochen, das österreichische Ultimatum drohte und hing als schwere Wetterwolke am politischen Horizont, aber in jenen wundervollen Sommertagen dachte niemand daran, daß sich in so kurzer Zeit aus dieser Wetterwolke ein Weltbrand entzünden würde.

Kurz nach drei Uhr an jenem 25. Juli lichtete die „Carintia“ die Anker. Eitel Sonne, blaues Meer und blauer Himmel ringsum. Vorbei am Winterpalast des Sultans, vorbei an dem Prinzenpalast, in dem Abdul Hamid gefangen saß, vorbei an Arnautikoi, der Sommerresidenz der österreichischen und amerikanischen Botschaft, wo an jenem Tag die weißen Stationäre der österreichi-

schen, italienischen und englischen Botschaft friedlich beieinander im Wasser lagen, weiß und unschuldig wie drei Lämmlein auf der Wiese. Vorbei an Therapia, der Sommerresidenz der deutschen Botschaft, wo im Hafen die „Loreley“ sich leise wiegte, der deutsche Stationär, auch ein weißes Lämmlein wie die anderen. Wir zogen den Hut und grüßten hinüber, denn die „Lore“ mit ihrem Kapitän war uns sehr ans Herz gewachsen. In der leichten Brise vom Schwarzen Meere her hauchte sich wohligh die deutsche Flagge. Für fünf Monate sahen wir sie damals zum letztenmal.

An Bord der „Carintia“ befanden sich fast nur Mohammedaner und Armenier. Meine Frau und ich waren die einzigen Reichsdeutschen. Von Europäern gab es außer der Schiffsbesatzung nur noch ein polnisches Ehepaar aus Lemberg auf der Hochzeitsreise, das über Batum—Tiflis bis nach Tabris in Persien vordringen wollte, um einmal etwas anderes zu sehen als die meisten Hochzeitsreisenden. Er ein kleiner schüchterner Privatdozent mit mächtiger goldener Brille. Sie ein zierliches Persönchen in einem dicken Lodentostüm, das sicherlich doppelt so schwer war wie sie selbst. Wir hatten vom ersten Augenblick an keine besonderen Sympathien füreinander. Unsere Rettung war der Kapitän, ein Riesenmensch, Montenegroiner von Abstammung, aber leidenschaftlicher

österreichischer Patriot, ein Labfal in all dem fremdartigen Völkergemisch um uns her, mit dem es nicht viel zu reden gab.

Als wir in das Schwarze Meer einliefen, änderte sich das bis dahin so liebliche Klima. Rauf kam der Wind von Anatolien her über kahle Berge und menschenarme Ebenen.

Der Kapitän und wir redeten uns in eine immer größere Unruhe hinein. Welches war der Wortlaut des österreichischen Ultimatus, wie würde es aufgenommen werden? Aber das Schiff hatte keinen Marconi-Apparat, und an irgendwelche Telegramme war erst in Samsun zu denken. Unser cholertischer Kapitän wurde jetzt schon fuchsteufelwild bei der Vorstellung, daß es am Ende auch in Samsun keine neuen Telegramme gäbe. Wie es schon im Jahre zuvor während der Balkankriege gewesen war. Damals befuhr er dieselbe Strecke wie jetzt.

Nun, selbstverständlich erfuhren wir nichts, gar nichts in Samsun und mußten uns auf Trapezunt vertrösten. Hierhin kamen wir am 29. Juli, einem Mittwoch. Es war noch sehr früh am Morgen. Von dem Lloyd-Agenten war nichts zu sehen. Ich ließ mich an Land fahren, um den deutschen Konsul aufzusuchen. Der deutsche Konsul befand sich nicht in der Stadt, sondern irgendwo weit weg auf dem Lande und wurde für den

Tag nicht mehr zurück erwartet. Hingegen gab sich ein schwarzhaariger und dunkelhäutiger Sekretär des Konsulats alle Mühe, mir auf französisch klar zu machen, daß nicht die geringste Gefahr eines Weltkrieges bestände. Er wisse das ganz genau, und er machte allerhand dunkle Andeutungen über derweil eingelaufene Depeschen.

Als ich auf das Schiff zurückkehrte, nahm mich der Kapitän beiseite. Er war sehr erregt und sagte, es gehe das Gerücht um, die Oesterreicher beschöffen schon Belgrad.

Um Mitternacht lagen wir stundenlang wartend bei Risa, dem letzten türkischen Hafenstädtchen nahe der russischen Grenze. Aber Nachrichten, die der Kapitän erhoffte, kamen nicht; und so mußte er nach Batum weiterdampfen, wo wir in der Frühe des 30. Juli in den Hafen einliefen.

Der Hafen war wie ausgestorben. Hafensarbeiterstreik. Nur Polizei, Gendarmerie und russische Zollbeamte.

Endlich konnten wir an Land gehen. Wir taten es zögernd und ungern. Ich kannte Batum schon von früheren Reisen, ich kannte auch Rußland ganz gut. Ich litt also keineswegs an den leichten Beklemmungen, wie sie manchen befallen, der zum erstenmal den Boden eines ihm völlig fremden Landes betritt, und nun gar russischen Boden. Aber die unheimliche Ruhe im Hafen, die Erres

gung des Kapitäns, all seine kaum verschleierte Hoffnungen, daß es nun endlich losgehe — wir zögerten in der Tat, das Schiff zu verlassen. Am Ende wären wir auch geblieben und am anderen Tag wenigstens bis nach Trapezunt zurückgefahren, um dann doch die Reise über Erzerum zu wagen, worüber wir uns schon mit dem Kapitän unterhalten hatten, hätte er nicht, uns die Hand schüttelnd, den Witz gemacht: „Geben Sie nur acht, daß Sie nicht doch noch nach Sibirien kommen.“ Wir lachten. So schlimm würde es schon nicht werden.

Nicht weit von der „Carintia“ lag denselben Morgen am Batumer Kai noch ein großer Passagierdampfer der Hamburg-Amerika-Linie. Seinen Namen weiß ich nicht mehr. Wohl aber, daß er als erster Hamburger Dampfer zum ersten Male die neue Strecke Hamburg—Neuyork—Konstantinopel—Batum zurückgelegt hatte.

Wir fuhren in das erstbeste Hotel, um uns ein wenig zu erfrischen und mit dem nächsten Zug nach Tiflis weiter zu fahren. Der nächste Zug ging erst am Abend. Es hieß, er würde so mit Militär besetzt sein, daß wir kaum noch einen Platz finden würden.

Schon am Nachmittag begaben wir uns zur Bahn und erwischten gerade noch ein freies Halbcoupe. Das polnische Ehepaar, das erst kurz vor

Abfahrt erschien, mußte sich mit Stehplätzen im Gang begnügen.

Ein Riesenzug, vollgestopft von oben bis unten mit russischer Infanterie. Da ich russische Verhältnisse kannte, machte es mich besonders stutzig, daß nicht nur die Fahrkarten, sondern auch die Pässe abverlangt wurden, was sonst auf russischen Eisenbahnen nicht geschieht. Und zwar besichtigten die Papiere nicht nur der Schaffner und der Zugführer, sondern auch ein Infanterieoberstleutnant, der das Halbcoupé neben uns inne hatte . . . Sehr merkwürdig und ungewöhnlich . . . Bald bot sich Gelegenheit, mit unserem Nachbar in Uniform ein Gespräch zu versuchen. Leider sprach er keine europäische Sprache oder tat wenigstens so. Da meine Kenntnis des Russischen mehr als unvollkommen ist, war nicht viel aus ihm herauszubringen. Nur so viel verstand ich, daß er mir klar zu machen suchte, der Militärtransport geschähe der Streiks wegen, und daß ein Offizier die Kontrolle über die Bahnzüge ausübe, sei seit der Revolution von 1904/05 allgemein . . . hm . . .

Der Offizier benahm sich überaus höflich und liebenswürdig, und als wir in der Frühe des 31. Juli in Tiflis ankamen und am Bahnhof wegen Streiks der Kutscher und Trambahnangestellten kein Vehikel aufzutreiben war, das uns in

das gut eine halbe Stunde entfernte Hotel bringen sollte, gab der Oberstleutnant keine Ruhe, bis er doch noch einen Wagen für uns aufgetrieben hatte. Das polnische Ehepaar nahmen wir mit und fuhren zum Hotel London, das von einer Mainzerin, Frau Richter, geführt wird. Wer je im Kaukasus war, kennt dies Haus und seine Besitzerin, die sehr energische, überaus auf Reinlichkeit bedachte alte Dame, die, früh verwitwet, seit dreißig Jahren dies beste Hotel der kaukasischen Hauptstadt führte und jedem Deutschen, der zu ihr kam, wie eine Mutter war. Das klingt wie eine Art Grabrede und ist es auch. Denn die Russen haben inzwischen ihre beiden Söhne nach Sibirien verschickt, ihr selbst das Hotel ruiniert und sie dann, als alles ruiniert war, einfach nach Deutschland ausgewiesen.

An jenem letzten Freitag des Juli 1914 war freilich noch kein Gedanke an derlei. Das Hotel war voll besetzt mit hohen russischen Offizieren, so daß wir kaum noch Unterkunft finden konnten.

Ich gab sofort meine Pässe dem Portier und schärfte ihm ein, alles zu tun, damit ich die Pässe womöglich morgen wieder in Händen hätte. Er meinte aber gleich, es würde damit wohl bis Montag dauern. Ich mußte die Pässe, da ich russisches Gebiet ja schon am Montag wieder verlassen wollte, abvisieren lassen, um ungestörten Aus-

tritt aus dem Lande zu erhalten. Zwar hätte ich das auch noch in Erivan besorgen lassen können, aber hier, in der Hauptstadt, würden die Formalitäten sicher schneller erledigt als in einer kleineren Stadt.

Von Deutschen waren damals in dem Hotel die beiden Söhne der Frau Richter mit ihren Frauen, die Hotelbesitzerin selbst und ein bayrischer Ingenieur mit seiner jungen Frau, einer Wienerin. Er war erst vor wenigen Wochen nach dem Kaukasus gekommen, um in einer Kupferhütte bei Batum, die der Firma Siemens gehört, tätig zu sein. Zu diesen Deutschen kamen nun meine Frau und ich.

An Europäern gab es dann noch zwei Engländer und einen amerikanischen Missionar, der mit seiner Tochter gerade aus Persien angekommen war. Zwei Tage später gesellte sich zu uns noch ein junges holländisches Ehepaar, das im Kaukasus Hochtouren machen wollte.

Alle übrigen Hotelgäste waren russische Offiziere, unter denen sich zahlreiche Balten befanden, die bei den Tifliser Dragonern standen.

Natürlich war auch hier der österreichisch-serbische Konflikt das Tagesgespräch. Bei den Deutschen, bei den Russen, bei den Engländern. Aber auch der schwärzeste Pessimist ahnte nicht, was schon am Montag Wirklichkeit sein sollte.

Sonnabend, den 1. August, ging ich auf das

deutsche Konsulat. Leider war der deutsche Konsul überhaupt nicht in Tiflis, sondern schon seit Wochen auf Heimatsurlaub in Deutschland. An seiner Stelle führte die Geschäfte ein Herr Lork, Sekretär des Konsulats, unter tätiger Unterstützung des österreichischen Konsuls Dr. Corossacz, eines geborenen Ungarn. Der deutsche Sekretär erwies sich als so überarbeitet und aufgereggt, daß ich ihn nicht weiter stören wollte und zum österreichischen Konsulat ging. Der österreichische Konsul war sehr liebenswürdig und sehr zugetupft, also das, was man gemeinhin einen Diplomaten nennt.

Als ich wieder auf der Straße stand, traf ich zufällig einen mir von Konstantinopel her bekannten Syrier, der mich ganz entsetzt anstarrte und flüsterte: „Machen Sie, daß Sie fortkommen, es gibt Krieg!“ Ich lächelte ungläubig, aber er machte jedenfalls, daß er schleunigst weiter kam.

Am nächsten Tag gegen Mittag, es war Sonntag, wir saßen gerade beim Frühstück, erschien ein Balte im Restaurant, ein Baron Drachenfels, tuschelte geheimnisvoll nach rechts und links mit ihm bekannten Deutschen aus der Stadt, die am Sonntag hier ebenfalls frühstückten. Er schien sehr erregt zu sein, bat einige Deutsche, die er kannte, darunter auch den bayrischen Ingenieur und seine junge Frau, die Wienerin, zu sich an

den Tisch und bestellte Sekt, weil er Kater habe und ihn wegschwemmen wolle.

Meine Frau und ich saßen nicht an dem Tisch, da wir damals noch niemanden von der Tafelrunde persönlich kannten. Der Sekt löste die Zungen, und da eine junge Frau am Tische saß, der man eifrig den Hof machte, ging es bald sehr lebhaft zu.

Wir fanden, diese Deutschen benähmen sich denn doch etwas zu laut in dieser immerhin kritischen Zeit. Wir sahen auch, wie ein Tisch mit russischen Offizieren immer unruhiger wurde über die vergnügten Deutschen. Nach allem, was sie taten und sagten, wußte ich, daß ihr Zusammensein rein zufällig und ganz harmlos gemeint sei. Aber ich kannte ja Rußland und wußte, wie leicht man dort jemandem auch aus der größten Harmlosigkeit einen Strick dreht, wenn man will und einen Vorwand findet.

Wir verließen das Restaurant, zumal ich bemerkte, wie auch der jüngere Sohn des Hauses immer unruhiger wurde über die fröhlich Sekt trinkende Gesellschaft. Ich hatte kein Recht, die Leute zu warnen, also entfernte ich mich lieber. Daß dies durchaus harmlos gemeinte Sektfrühstück noch so schwere Folgen haben würde, das hätte ich an jenem Sonntag noch nicht für möglich gehalten.

Die Kriegserklärung

Als am Montag früh, den 3. August, meine Pässe noch nicht im Hotel waren und die Polizei auf telephonischen Anruf erklärte, es werde damit wohl noch bis morgen dauern, ging ich mit dem jüngeren Sohn unserer Hotelbesitzerin ein wenig spazieren, mir wieder einmal die schöne Stadt Tiflis anzusehen. Wir schlenderten durch den schattigen Alexandergarten, denn es war sehr heiß, und gelangten zum Solowinskij-Prospekt, der breiten Hauptstraße, an der die massige Garnisonkirche, der Statthalterpalast, die Kommandantur, die öffentliche Bibliothek und das Kaukasische Museum liegen.

Hier begegneten wir gegen halb zwölf Uhr einem uns bekannten russischen Stabsoffizier. Wir grüßten. Er eilte hastig an uns vorüber, stuzte, kam auf uns zu, gab uns die Hand und sagte mit einem etwas hämischen Lächeln: „Haben Sie schon gehört? Deutschland hat uns den Krieg erklärt!“

Einen Augenblick standen wir wie vom Schlag getroffen. Dann aber lachte mein Begleiter dem Offizier ins Gesicht. So ein Unsinn!

Der Offizier eilte weiter.

Wir gingen stumm nebeneinander her, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt . . . Unsinn! War:

um sollte gerade Deutschland Rußland den Krieg erklären?

Wir gelangten zum Griwan-Platz, auf dem immer mehr Menschen zusammenkamen. Erregt, neugierig. Irgend etwas war im Gange.

Wir sahen, wie aus dem Rathaus ein Tisch auf den Platz getragen wurde. Ein weißes Tuch wurde darüber gedeckt und darauf ein großes goldenes Kreuz gestellt. Über dem Tisch wurde ein prunkvoller Baldachin errichtet. Einige Popen erschienen in goldüberladenen Gewändern.

„Irgendeine Seelenmesse wird gelesen, das kommt hier öfter vor,“ sagte mein Begleiter, und wir gingen eilig weiter. Rein mechanisch wählten wir den Weg zur Ssergijewska, in der das österreichische Konsulat liegt.

Raum waren wir in die Straße eingebogen, raste uns ein Zeitungsjunge mit einem Stoß Extrablätter entgegen. Wir entrißen ihm ein Blatt, auf dem nichts weiter stand als das lakonische Telegramm der Petersburger Telegraphenagentur, daß Deutschland Rußland den Krieg erklärt habe. Trotzdem kam uns das allen beiden noch so unglaublich und ungeheuerlich vor, daß wir das Telegramm immer noch nicht ernst nahmen.

Der österreichische Konsul wußte nicht mehr als wir. Wir brachten ihm sogar durch unser Extra-

blatt die erste Kriegsnachricht ins Haus. Er schien gerade so wenig daran zu glauben wie wir. Er schien auch wirklich nichts Genaueres zu wissen, denn er erklärte, er erhalte von seiner Regierung seit Tagen keine Nachricht mehr. Trotz dringender Telegramme, die er aufgegeben habe.

„Aber in dem Petersburger Telegramm steht doch nur etwas von einem Krieg zwischen Deutschland und Rußland. Kein Wort über einen Krieg zwischen Oesterreich und Rußland. Warum sollte man Ihnen dann keine Telegramme aushändigen?“

Dr. Corossacz zuckte vielsagend die Achseln.

Der Sekretär des deutschen Konsulats telephonierte. Wir gingen mit dem österreichischen Konsul zum deutschen Konsulat.

Der Sekretär war höchst aufgeregt. Er glaubte sofort an den Krieg. Er bereitete alles vor, um das Konsulat zu schließen.

Wir beeilten uns, nach Hause zu kommen. Auf dem Eriwan-Platz wurde die erste Kriegsmesse unter freiem Himmel gelesen. Zum erstenmal erflehten hier russische Popen den Sieg für die russischen Waffen und Untergang und Verderben für Deutschland. Zum erstenmal scholl vom Eriwan-Platz hinter uns drein die russische Nationalhymne mit ihrer inbrünstigen, choralartigen Weise.

An den Ladentüren der deutschen Geschäfte auf dem Solowinskij-Prospekt standen die Inhaber und Angestellten mit bleichen Gesichtern. Aber keiner von allen glaubte an den Ernst der Lage. Sie alle waren unserer Ansicht: Stimmungsmache gegen die Deutschen.

Es war Mittag und der Solowinskij-Prospekt wimmelte von Menschen. Sie hielten das Telegramm in Händen oder warfen es schon, spöttisch lächelnd, von sich. Ernst wurde hier die Sache auch nicht genommen.

Dieselbe Stimmung herrschte im Hotel. Tragisch nahm man das Telegramm auch hier nicht. Weder die russischen Offiziere noch die ausländischen Zivilisten.

Die Offiziere unterhielten sich mit uns, wir mit den beiden Engländern. In dem ersten Hotel von Tiflis trieb an diesem Tag die erste Nachricht von dem nahenden Unheil die Gäste der verschiedenen Nationalitäten nicht voneinander fort, sondern zueinander.

Die beiden Engländer sahen zuweilen mit gespanntem Ernst in die Ferne wie auf ein ungeheuerliches Geschäft, das ihnen erst in flüchtigen Umrissen vor den Augen stand, und erwogen als kaltblütige Kaufleute die Chancen dieses Geschäftes.

Wir Deutschen aber hatten rote Köpfe und

dachten nur an eins: Wie komme ich raus nach Deutschland?

Ehe wir uns dessen versahen, saßen wir Deutschen alle zusammen an einem Tisch: Frau Richter mit ihren Söhnen, der bayrische Ingenieur mit seiner Frau, ich und meine Frau. Dazu kamen bald noch Deutsche aus der Stadt. Was tun? Nur einer von uns war noch militärpflichtig. Aber wir alle wollten nach Deutschland und uns zur Verfügung stellen. Zu irgend etwas würde doch jeder von uns in dem bevorstehenden Riesenkampf gut sein. Also galt es packen und für die Pässe sorgen. Und als es so weit war, atmeten wir alle erleichtert auf, die Muskeln strafften sich, die Augen blitzten. O, jetzt ging es nach Hause nach Deutschland.

Und wieder saßen wir alle zusammen auf der Veranda des Hotels. Dunkel war es. Nur die Sterne leuchteten über der leise rauschenden Kura.

An einem Nachbartisch saßen die beiden Engländer. Nicht weit davon der amerikanische Missionar mit seiner Tochter, den die ganze Sache nichts anzugehen schien. Noch weiter fort russische Offiziere mit Lärmen und Lachen.

Zum erstenmal empfanden wir: Wir sind von Feinden umgeben und müssen vorsichtig sein. Wir unterhielten uns nur leise miteinander. Wir zeigten äußerlich möglichst unbewegte Mienen. Aber in uns kochte es und war wilder Tatendrang.

Da, alles verstummt und lauscht in die Nacht. Was ist das? Wie ferner Gesang klingt es in das Rauschen der Kura. Es kommt näher und näher. Die russische Nationalhymne, feierlich, inbrünstig. Manifestanten singen sie und durchziehen die Stadt. Ich schleiche mich zum Hoteleingang, wo die Manifestanten vorbeikommen. Fünfzig halbwüchsige Burschen, denen ein Polizist das Zarenbild voranträgt.

Ich eile zur Veranda zurück. Der Gesang kommt jetzt von der Kurabrücke her. Wie auf Verabredung heben wir die Gläser mit Rheinwein und leeren das Glas. Sagen, was wir denken, dürfen wir nicht. Aber wir denken: Deutschland, Deutschland über alles!

Am andern Morgen schon in der Frühe zum österreichischen Konsul. Ich habe meinen Paß immer noch nicht. Er soll mir raten und helfen.

In der Amtsstube sitzt eine strahlende deutsche Mutter mit ihren zwei Söhnen. Der ältere, etwa neunzehnjährig, strahlt auch über das ganze Gesicht. Der jüngere, etwa sechzehnjährig, heult jämmerlich. Die Mutter meldet ihren Ältesten zum Militärdienst nach Deutschland. Deshalb strahlen die beiden so. Dem Jüngsten hat der Konsul eben gesagt, es könne gar keine Rede davon sein, daß er eingestellt würde. Deshalb heult er so jämmerlich. Mich durchzuckt es, und

auch der Konsul ist sichtlich bewegt, trotzdem er sein glattrasiertes Gesicht gut in der Gewalt hat.

Es erscheinen andere Deutsche. Sie melden sich ebenfalls. Sie wollen alle dasselbe: einen Paß nach Deutschland.

Der arme Konsul, er befindet sich in einer schwierigen Lage. Er weiß ja offiziell durchaus nichts davon, daß Krieg ist. Er kann auch nichts Bestimmtes darüber erfahren. Er kann gar nichts anderes tun, als die Leute auf später vertrösten und sie bitten, nächstens wieder zu kommen, nachdem er sie an das deutsche Konsulat verwiesen.

Mir verspricht er natürlich auch, das seine zu tun, damit ich meine Pässe zurückerhalte. Aber er ahnte wohl damals schon, daß es damit nichts werden würde.

Vom Konsulat begeben sich mich zur Bank. Da man auf so einer Reise nicht mehr bares Geld mitnimmt, als unbedingt nötig ist, so hatte ich mein Hauptgeld nach Wan überweisen lassen. Da ich aber jetzt nicht mehr nach Wan wollte, sondern nach Deutschland, mußte ich versuchen, ob ich nicht durch die Tifliser Bank mein Geld aus Wan erhalten könne. Auf der Bank riet man mir, sofort nach Wan um Überweisung des Geldes nach Tiflis zu telegraphieren. Man wollte das sogar selbst für mich besorgen und bat zu dem Zweck um meinen Depotschein. Ich zeigte ihn zwar, gab ihn

aber nicht aus den Händen. Die Leute waren selbst für russische Verhältnisse etwas gar zu liebenswürdig. Ich wurde mißtrauisch und wollte mich erst noch anderswo erkundigen.

Mein Mißtrauen war berechtigt. Hätte ich dem Rat der Bank gefolgt, wäre ich das Geld losgeworden, denn sie zahlte schon wenige Tage nach der Kriegserklärung an Reichsdeutsche nichts mehr aus. Nicht einmal der österreichische Konsul konnte in den Besitz ihm überwiesener Gelder gelangen.

Die Ereignisse der allernächsten Zeit überstürzten sich dermaßen, daß ich ihrer chronologischen Reihenfolge nicht mehr sicher bin. Ich machte mir zwar sofort Aufzeichnungen, auf Grund deren ich alles der Reihenfolge nach erzählen könnte, aber diese Aufzeichnungen mußte ich später vernichten. Ich vermag jetzt also nur noch die Haupteindrücke wiederzugeben.

Gegen Mittag komme ich in das Restaurant unseres Hotels und bleibe unwillkürlich an der Türe stehen. Mitten im Restaurant steht ein Herr entblößten Hauptes. Um ihn her russische Offiziere mit ernstern Gesichtern. Der Herr liest das soeben eingelaufene Manifest des Zaren vor, wonach Deutschland das unschuldige Lämmlein Rußland hinterrücks mit Krieg überfallen hat. Nach der Verlesung erst tiefes Schweigen, dann die Nationalhymne . . .

Höchste Zeit für uns alle, nach Hause, nach Deutschland zu kommen. Alle Deutschen im Kaukasus fühlen das und strömen in Tiflis zusammen. Hier befindet sich ja das einzige deutsche Berufskonsulat im Kaukasus. Es ist doch dazu da, den Deutschen zu helfen . . .

Ein junger, intelligenter deutscher Vorarbeiter erscheint im Hotel als Abgesandter von einem Duzend, die in der Nähe von Batum in Arbeit sind. Er soll vom Konsulat Auslandspässe für sie alle besorgen. Er lacht über das ganze junge Gesicht vor Freude, daß es endlich losgeht. Alle zwölf Kameraden sind reisefertig wie er. Nur fort. Er eilt zum Konsul, kommt bald wieder und ist verzweifelt, weil der Konsul nicht helfen kann. Er eilt zur Bahn, um wieder nach Batum zu fahren und mit den zwölfen auszurücken. Kaum ist er aus dem Hotel, stürzt Polizei in das Restaurant, die den jungen Deutschen sucht. Wir wissen natürlich nichts. Eine Stunde später ist der junge Mann wieder da, diesmal in Begleitung eines russischen Offiziers. Man hat ihn an der Bahn festgehalten. Man läßt überhaupt keinen Deutschen mehr aus Tiflis fort.

Immer wieder tauchen Deutsche in dem Hotel auf. Es ist ja ein deutsches Haus. Hier verkehren auch die Konsuln. Wo soll man sich Rat holen, wenn nicht hier? Bald darauf erscheint Polizei und

führt die Deutschen fort. Wohin, wissen wir nicht...
Abend. Der österreichische Konsul kommt zu uns
ins Hotel. Sein italienischer Kollege hat ihn end-
lich offiziell von dem Krieg zwischen Rußland und
Deutschland verständigt. Darauf ging er zum
deutschen Konsulat. Noch einmal wurde die
schwarzweißrote Flagge hochgezogen. Dabei nur
zwei Deutsche auf der Straße, Hut in der Hand.
Die Flagge wurde eingeholt, der Mast zerbrochen,
das Konsularschild entfernt. Ein deutsches Kon-
sulat in Tiflis gibt es nicht mehr...

Ich: „Wie kommen wir jetzt aber nach Deutsch-
land?“

Der Konsul: „Amerika hat den Schutz der
Deutschen in Rußland übernommen.“

Ich: „Der nächste amerikanische Konsul ist in
Batum?“

Der Konsul nickt. Er setzt ein Telegramm an
diesen Mr. Schmid auf, ungefähr des Inhalts, er
möge so bald wie irgend möglich nach Tiflis her-
überkommen, um den Schutz der hiesigen Deut-
schen zu übernehmen.

Anderere Deutsche kommen hinzu. Der Konsul
sucht uns zu beruhigen, indem er auseinandersetzt,
der amerikanische Konsul werde uns unter
amerikanischem Schutz auf ein neutrales Schiff
nach Batum bringen und von dort über Konstan-
tinopel nach Hause reisen lassen.

Uns Deutschen wird etwas leichter ums Herz. Deutschland hat uns nicht vergessen, es hat uns die Amerikaner zum Schutz bestellt.

Ich zum österreichischen Konsul: „Sagen Sie, ist dieser Mr. Schmid Berufskonsul?“

„Er ist Kaufmann. Wahlkonsul.“

Mir wird wieder schwer ums Herz, ich lasse es mir aber vor den anderen nicht merken, die so voll Hoffnungen sind. Der Mr. Schmid ist also Kaufmann, Geschäftsmann oder dergleichen. Er verdient also doch wohl durch Geschäfte mit Russen? Woher soll er dann die Energie nehmen, auch einmal, wenn es sein muß, energisch gegen die Russen aufzutreten? Ich spreche mit meiner Frau, die geborene Amerikanerin ist. Sie denkt darüber noch viel skeptischer als ich . . .

Am dem Tage, da der österreichische Konsul die österreichische Kriegserklärung an Rußland offiziell erfährt, kommt er sichtlich erleichtert wieder zu uns ins Hotel. Binnen 24 Stunden muß er nach diplomatischem Brauch seinen Posten verlassen. Er kann nur froh darüber sein. Noch dazu hält er in Händen das Antworttelegramm von Mr. Schmid aus Batum, das reichlich lange gebraucht hat, und in dem geschrieben steht, daß Mr. Schmid unmöglich von Batum nach Tiflis kommen, daß er überhaupt nichts für die Deutschen tun kann.

Wir machen lange Gesichter. Mit dem amerikanischen Schutz ist es also auch nichts. Nun heißt es: hilf dir selbst . . . Wenn es dafür nur nicht zu spät ist . . . Hätten wir schon am Tage der Kriegserklärung gewußt, wie die Dinge liegen, hätte wohl doch noch mancher entweichen können bei der allgemeinen Unordnung. Aber wir Deutschen sind ja gewöhnt, auf den Rat unserer Behörden zu hören, in diesem Falle die Konsulate. Sie rieten uns, nichts zu unternehmen, sondern zunächst einmal zu warten . . . Also warteten wir . . . Bis der Krieg uns dann von dem Glauben an die Konsulate kurierte . . .

Der österreichische Konsul rüstet sich zur Abreise über Petersburg—Finnland. Ich setze Himmel und Hölle in Bewegung, um mit ihm reisen zu können. Man verspricht mir die Pässe bis zum Abend. Wir packen wieder einmal um, denn für die weite Reise über Finnland nimmt man nur das Allernotwendigste mit . . . Der Abend kommt. Die Pässe nicht. Wir essen mit dem Konsul zu Abend. Gegen neun Uhr wird er von einem Offizier zur Fahrt nach der Bahn abgeholt . . . Gegen halb elf erscheint er wieder im Hotel. Auf ein so baldiges Wiedersehen hatten wir nicht gerechnet. Er saß schon im Zug, und der Zug sollte abgehen, da wurde ihm bedeutet, der Weg über Finnland sei gesperrt. Er könne nur noch über Bladis

wostok—Peking—San Franzisko—Neuyork reisen. Eine etwas umständliche und kostspielige Reise. Wer hat das nötige Kleingeld dafür in der Tasche? . . . Also mußte er wieder zurück in die Stadt, um sich das nötige Geld für diese Gewaltstour zusammenzuborgen. Seine eigenen Gelder wurden ihm ja nicht mehr ausbezahlt . . .

Am nächsten Abend fuhr er dann ab und kam jedenfalls nicht mehr ins Hotel zurück. Was aus ihm geworden ist, wissen wir nicht.

Das Schicksal der Deutschen aber war damit besiegelt. Wir waren völlig schutzlos der Willkür der russischen Behörden preisgegeben.

In der russischen Mausefalle

Am 5. August gegen Mittag kommt der Hotelportier in das Restaurant, wo wir Deutschen gerade wieder einmal beratend zusammensaßen, um die beiden Söhne des Hauses, mich und den bayrischen Ingenieur in das Bureau zu rufen, wo der stellvertretende Reviervorsteher unserer harre, um ein Protokoll aufzunehmen.

Vier Mann hoch ziehen wir in das Bureau. Ein jovialer, kugelrunder Herr, dieser stellvertretende Pristav. Essen und trinken ist ihm sicher eine angenehmere Beschäftigung als Protokolle aufnehmen.

Ich komme zuletzt an die Reihe und habe Zeit, zu überlegen, was ich sagen soll. Meine Lage ist ein wenig heikel. Kurz vor Kriegsausbruch ist von mir in einem Berliner Verlag ein Buch unter dem Titel: „Der Zar und seine Juden“ erschienen, das mit der russischen Regierung nicht gerade wohlwollend umgeht. Aus meinem Paß ging ferner deutlich hervor, daß ich direkt aus Konstantinopel kam, dort mehrere Monate gelebt hatte und jetzt wieder nach der Türkei zurück wollte. Ich hätte den Russen also schon deshalb verdächtig erscheinen können.

Ich gab zu Protokoll, was freilich nur ein

Teil der Wahrheit war, ich beschäftige mich mit archäologischen Studien, speziell mit chetitischen, und reise zu diesem Zweck nach Wan und Umgegend.

Der kugelrunde Priesterstellvertreter konnte sich dabei zwar offenbar nichts Rechtes vorstellen, gab sich aber vorläufig damit zufrieden.

Bis auf den jüngeren Sohn des Hauses konnten wir zu unserem Frühstück zurückkehren. Den jüngeren Sohn nahm der Polizeibeamte mit. Erst am nächsten Tag brachte seine Frau, eine im Kaukasus geborene deutsche Kolonistin, heraus, daß ihr Mann auf der Hauptwache saß und dort festgehalten wurde.

Tags darauf Nachricht von dem Eingesperrten, daß er zunächst auf der Hauptwache bleiben müsse, wo auch der deutsche Konsul aus Erzerum in der Türkei festgehalten werde. Dr. Anders, der deutsche Konsul in Erzerum, kam aus Wan, wohin ich ursprünglich hatte reisen wollen. Er wählte ebenfalls den bequemeren Weg über Rußland nach Erzerum, ohne eine Ahnung vom Ausbruch des Krieges zu haben, wurde auf russischem Gebiet festgenommen und war also nun in der Hauptwache in Tiflis eingesperrt . . .

Die englische Kriegserklärung an Deutschland wird in Tiflis bekannt. Auf dem Rathaus tanzen sie Freudentänze. Tiflis steht Kopf. Nun

kann es nicht fehlen! Deutschland ist schon so gut wie vernichtet.

Einige wenige Russen benehmen sich jetzt noch herablassender gegen die armen Njemez, die Deutschen. Den meisten aber stärkt Englands Kriegserklärung so den Mut in der Brust, daß sie anfangen unverschämt zu werden gegen alles, was deutsch ist.

Nur die beiden Engländer in unserem Hotel freuen sich nicht der englischen Kriegserklärung. Im Gegenteil. Sie sind wie vom Donner gerührt, als sie sich darüber Gewißheit verschafft haben. Dann schimpfen sie auf Lord Grey, wie ich englisch noch nie habe schimpfen hören. Durch sein aktives Eingreifen in den Krieg verdarb er England nach ihrer Meinung das schönste und größte Geschäft, das sich der britischen Insel seit ihrem Bestehen bot. Nun hatte England Farbe bekannnt, statt wieder im trüben zu fischen. Der größte Fehler, den England je begangen hat. Sie reisten ab, wütend und verstimmt. Recht hatten sie!...

Das junge holländische Ehepaar, das neutrale Ehepaar, fühlt sich unbehaglich, denn ganz mag man es doch nicht mit den Deutschen verderben, aber die Russen beginnen, es den jungen Leuten übelzunehmen, wenn sie mit uns sprechen. Sie tun das klügste, was ein Neutraler tun kann, sie

reisen ab und machen ihre Bergtouren. Derweil die Welt in Flammen steht, besteigen sie den Kasbek.

Unser österreichisch-polnisches Ehepärchen hält sich fast den ganzen Tag auf seinem Zimmer versteckt. Erst am Abend erscheinen die beiden und lustwandeln verstoßen, zärtlich aneinander geschmiegt, durch den kleinen Hotelgarten. Tagsüber fürchten sie sich und sehen von Tag zu Tag elender aus. Erst als des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch Aufruf an die Polen bekannt wird, atmen sie auf und fassen wieder Mut. Der Mann hat mir erklärt, er sei entschlossen, russischer Untertan zu werden. Wäre er nicht so schwächlich, hätte ich ihn gehrfeigt. So kehre ich ihm nur stumm den Rücken . . .

Acht Tage nach der ersten Protokollierung werden wir, der ältere Sohn des Hauses, der bayrische Hütteningenieur und ich, wieder aus dem Restaurant gerufen. Im Hoteleingang stehen sechs russische Infanteristen und ein Polizeioffizier mit zwei Polizisten. Als der Polizeioffizier uns sieht, kommandiert er barsch: „Hut auf! Mitkommen!“ Wir wollen unsere Frauen vorher verständigen. Man läßt es nicht zu. Also Hut auf und mit. Wir drei werden von den neun in die Mitte genommen und abgeführt. Wie Schwerverbrecher. Zu Fuß geht es in

solchem Aufzug durch die Straßen zum zuständigen Polizeirevier. Die Sonne brennt beträchtlich.

Auf dem Revier treffen wir noch ein halbes Duzend Deutsche, die genau so wie wir ohne jede Erklärung hierher transportiert worden sind. Auch die Polizei klärt uns nicht darüber auf. Wir stehen auf dem Gang herum und warten.

Es war noch nicht zehn Uhr, als wir eingeliefert wurden.

Um halb zwei werden wir, jetzt ein Duzend Deutsche, vom Revier unter starker Bedeckung zum Polizeipräsidium eskortiert. Zum Gaudium der Russen führt der Weg durch die ganze Stadt. Nicht gerade ein angenehmes Spießrutenlaufen. Wir kommen an der Hauptwache vorbei, und der Zufall will es, daß gerade der jüngere Richter aus seinem vergitterten Fensterchen sieht, als sein älterer Bruder mit uns vorbeigetrieben wird.

Auf dem Polizeipräsidium heißt es zunächst wieder einmal: warten. Nach und nach kommen immer mehr Deutsche hinzu aus anderen Polizeirevieren. Es ist, als hätte die Tifliser Polizei heute morgen durch die ganze Stadt eine Jagd auf Deutsche gemacht.

Endlich öffnet sich eine Tür, und die Deutschen werden einzeln hereingerufen. Ich bin einer der letzten. In dem Zimmer sitzt wieder ein Pristav und nimmt Protokolle auf. Ich wiederhole, was

ich schon vor acht Tagen gesagt habe. Das Protokoll ist zu Ende, und ich will zu den andern Deutschen, die in einem Nebenraum versammelt sind, wie ich durch eine offenstehende Tür sehen kann. Der Pristav schreit mich an und weist mich zu einer andern Tür, hinter der ich verschwinde. In diesem Raum befindet sich außer mir noch ein Deutscher. Wir sehen uns an und sprechen miteinander. Haben wir etwas Besonderes verbrochen, daß wir von den andern abge sondert werden, oder was ist sonst los?

Noch ein Deutscher gesellt sich zu uns. Warten. Endlich erscheint ein Polizist und brüllt uns an: „Pascholl!“ (Raus!)

Wir also raus, und da uns niemand hindert, sich niemand um uns kümmert, verlassen wir das Polizeipräsidium. Und da sich die Polizei vor dem Tor auch nicht um uns kümmert, gehen wir eben nach Hause.

Aber wo bleiben die andern, wo bleibt der bayrische Hütteningenieur, wo steckt der ältere Richter, der älteste Sohn unserer Hotelbesitzerin? Niemand weiß es. Sie sind wie vom Erdboden verschluckt.

Raum im Hotel angekommen, stürzen die Frauen über mich her. Wo sind die Männer? Ich weiß es nicht. Was wird mit ihnen? Ich weiß es nicht. Wir telephonieren. An unser

Revier. An das Polizeipräsidium. Die alte Frau Richter setzt sich mit den einflussreichsten Leuten in Verbindung. Sie verkehren ja alle in ihrem Hotel. Sie lebt ja schon dreißig Jahre in Tiflis und kennt jedermann, und jedermann respektiert sie. Keiner gibt ihr eine bestimmte Auskunft. Immer nur Ausreden, billige Ausflüchte und flüchtige Trostworte, die aber gar nicht ernst gemeint sind. Früher hatte sie so viel Einfluß. Jetzt ist das alles wie mit einem Ruck abgeschnitten, als wäre es nie gewesen.

Wilde Gerüchte gehen in der Stadt über die beiden Söhne der Frau Richter. Sie sind ja stadtbekannt wie die Mutter. Der eine soll gerade dabei erwischt worden sein, wie er russische Pläne auf die Post gab für Deutschland. Der andere soll Photographien russischer Befestigungen gesammelt und nach Berlin geschickt haben und dergleichen mehr, woran natürlich kein wahres Wort ist. Endlich gelingt es der Frau des jüngeren Sohnes, zum Stadtkommandanten vorzudringen. Endlich gelingt es der alten Dame, beim Statthalter, dem allmächtigen Grafen Woronzow-Daschkow, einem Günstling des Zaren, empfangen zu werden. Aber immer nur Ausflüchte und nichtsagende Redensarten . . .

Außer den Offizieren ziehen sich die Russen immer mehr von dem Hotel zurück. Man bes

ginnt, es zu meiden. Wenn aber einer einmal wiedererscheint, der sonst Stammgast hier war, vielleicht auch eine tüchtige Portion Schulden hier hat, dann kommt er nur, um die alte Dame zu quälen. Ob sie noch nicht wisse, daß ihr einer Sohn morgen gehängt werde? Oder er kondoliert direkt mit scheinbar teilnahmevollem Gesicht, weil der eine Sohn gestern hingerichtet worden sei. Hat er seinen Zweck erreicht und die alte Dame der Verzweiflung nahegebracht, macht er sich schleunigst aus dem Staube.

Nun wagt sich jeder Neid wider das altangesehene Haus hervor und wird zur Niedertracht. Es ist ja jetzt patriotisch, sich gegen die Deutschen niederträchtig zu benehmen. Und gegen diese alte, harmlose Dame hat man dazu ja so einen prachtvollen Vorwand. Im russischen Klub wurde allgemein erzählt, daß im Hotel London ein ganzes Nest von deutschen Spionen auszuheben sei. Schon am Tage vor der Kriegserklärung hätten die Deutschen im Hotel London über den Krieg Bescheid gewußt und ein wüßtes Sektgelage abgehalten, bei dem auf Kaiser Wilhelm Hochs ausgebracht und auf den Untergang Rußlands die Gläser geleert wurden.

So sah jenes harmlose Sektfrühstück vom 2. August, von dem ich erzählte, jetzt aus. Und der eigentliche Urheber dieses Frühstücks, der eigent-

liche Veranlasser und Veranstalter der ganzen Tat, der Balte, der Russe, der Aristokrat, der Herr Baron Drachenfels, selbst Mitglied des russischen Klubs, er trat doch selbstverständlich als Ehrenmann gegen solche Gerüchte auf und legte den wahren Sachverhalt dar, denn er war doch der nächste dazu? Er dachte gar nicht daran. Er war zu feig, die Sache aufzuklären, und ließ es ruhig zu, daß unschuldige Frauen und wehrlose Männer darunter zu leiden hatten. Ja, er besaß sogar die perfide Frechheit, dem Direktor des Hüttenwerkes, bei dem der bayrische Ingenieur angestellt war, zu erklären, dieser habe das Frühstück arrangiert und sei nur mit Mühe davon abzuhalten gewesen, das Wohl des Deutschen Kaisers auszubringen. Auf Sekt habe er aber bestanden, und so sei es nur gelungen, daß dank seiner Vorstellungen wenigstens russischer Sekt getrunken wurde...

Jetzt bin ich der einzige Deutsche im Hotel London. Um mich her nur noch weinende, verzweifelte Frauen, denen Männer und Söhne fortgenommen waren. Niemand wußte damals, welchem Schicksal sie entgegengingen.

Eines Abends spät erscheint ein Gefängnisbeamter und gibt gegen hundert Rubel Auskunft über das Schicksal der Verhafteten. Wir erfahren, daß einige zwanzig, darunter der jüngere Sohn des Hauses, im Zuchthaus sitzen.

Mit ihm auch der deutsche Konsul Dr. Anders. Wir erfahren, daß man 250 andere Deutsche, da die Zuchthäuser für sie zu eng geworden waren, in einer Kaserne untergebracht hat, bis sie „verschickt“ werden. Wir erfahren durch den Mann, daß alle Deutschen vom 18. bis 45. Lebensjahr eingesperrt und „verschickt“ werden. Ganz einerlei, ob sie militärpflichtig, militärtauglich oder keins von beiden sind, denn, wie der Mann sich ausdrückt, wenn der Kaiser Wilhelm befiehlt, müssen sie doch alle gegen uns kämpfen. Wir erfahren, daß dank eines Erlasses des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, des erlauchten Höchstkommmandierenden der russischen Heere, auf alle Deutschen zwischen 18 und 45 Jahren durch das ganze, weite, heilige Rußland hin eine förmliche Jagd abgehalten wird, um sie einzusperrern und zu „verschicken“. Und nun weiß ich endlich auch, warum man mich wieder hat laufen lassen. Ich habe das 45. Lebensjahr vollendet, komme also nicht mehr in Betracht. Ein erbärmliches Los, das erbärmlichste von allen.

Den Gefangenen in der Kaserne wurde es erlaubt, zu bestimmten Stunden am Nachmittag ihre Angehörigen zu empfangen. Sie durften den Männern Essen und wärmere Sachen für die nicht mehr heißen Nächte bringen. Sie brachten ihnen auch Geld.

Denen, die im Zuchthaus saßen, durfte man einmal in der Woche Essen bringen. Das Essen wurde von den Zuchthausbeamten in Empfang genommen. Ob die Gefangenen es auch wirklich erhielten, war nicht zu erfahren. Niemand durfte sie sehen oder sprechen.

Jene in der Kaserne durften wenigstens Abschied nehmen von ihren Angehörigen, als sie „verschickt“ wurden. Die im Zuchthaus haben bis auf diesen Tag nichts mehr von ihren Angehörigen zu sehen bekommen. Auch ihnen zu schreiben, war verboten.

Dabei hatten sie nicht mehr und nicht weniger verbrochen als die in der Kaserne Eingesperrten. Sie hatten ebenfalls nichts weiter verbrochen, als daß sie deutsche Reichsangehörige waren. Wir wissen das deshalb ganz genau, weil wir mit einigen dieser Zuchthausler später in Sibirien zusammen waren und aus ihren Papieren zu ersehen war, daß auch gegen sie nichts weiter vorlag. Seit Kriegsausbruch ist jeder Reichsdeutsche, der auf russischem Staatsgebiet betroffen wurde, ein Verbrecher und wird als solcher behandelt. Ob dieser Verbrecher, bevor er „verschickt“ wird, im Zuchthaus sitzt oder anderswo, ist reine Zufallsache. War er vor Kriegsbeginn ein besonders angesehener Deutscher oder ein gefürchteter Konkurrent russischer Kaufleute,

so hatte er gute Aussicht, zuerst ins Zuchthaus zu kommen. Kannte ihn niemand und kam er als Konkurrent nicht in Betracht, so hatte er einige Aussicht, in die Kaserne zu kommen. Das war neben dem reinen Zufall der einzige Gesichtspunkt, der deutlicher sichtbar wurde . . .

Zwei Tage nach Kriegsausbruch war die russische Mausefalle geschlossen. Kein Reichsdeutscher konnte ihr noch entkommen. Zunächst wurden alle Reichsdeutschen zwischen 20 und 45 Jahren eingefangen, eingesperrt und dann „verschickt“. Später verfuhr man auch mit den Deutschen vom 17. Lebensjahr bis zum 50. genau so. Ob gesund, ob krank, ob militärpflichtig, militärtauglich oder nicht, ob lahm oder blind, einerlei, es sind Reichsdeutsche, sie sind Verbrecher und werden nach Sibirien verschickt. Und im ganzen weiten russischen Reich erhob sich nirgends eine Stimme, die dagegen protestierte, die dies Verfahren der Regierung als das erkannte, was es war: nämlich eine perfide, niederträchtige Gemeinheit und nichts anderes. Aber es gab auch im weiten russischen Reich keinen Neutralen, weder einen Botschafter noch einen Konsul oder sonst etwas, der dagegen protestiert hätte. Und wir haben auch nie etwas davon gespürt, daß man in Deutschland irgend etwas Energisches gegen diese Gemeinheit unternahm. Wußten die Deutschen im Reich nicht,

was mit ihren Brüdern in Rußland geschah? Hatten die Deutschen im Reich vergessen, daß viele Tausende deutscher Landsleute in Rußland das Loß gemeiner Verbrecher tragen müssen, nur weil sie Deutsche sind und bleiben wollen? Hat man uns ganz und gar vergessen? Sind wir für unser Volk gar nichts mehr wert? Verlassen und wehrlos der russischen Niedertracht preisgegeben, bis wir in Sibirien erfroren, verhungert oder totgeschlagen sind?

So und nicht anders müssen viele Tausende deutscher Männer, junge und alte, in Sibirien denken.

An der Madatowskij-Insel

Das Hotel London in Tiflis liegt hart an einem Seitenarm der Kura. Die Kura bildet hier eine Insel, die Madatowskij-Insel, über die die Nikolaibrücke führt. Von unserem Hotelzimmer sieht man über diese Insel die Altstadt langsam bis zur Bahn und den dahinter liegenden Hügeln, den letzten Ausläufern des hohen Kaukasus, emporklettern. Alte Häuschen mohammedanischen Stils. Dazwischen kleine Plätze, von denen die Sonne alles Grün abgefressen hat. Dahinter kahle, gelbe Hügel, die sich aus braun gebrannten Äckern und Wiesen erheben, auf denen der Sonnenbrand das letzte Leben getötet hat. Auf der Insel verwahrloste Hunde, die von Abend bis Morgen einen Heidenspektakel vollführen und tagsüber mit irgendwelchem stinkenden Raub herumliegen. Wie es früher in Konstantinopel war. In dem immer seichter werdenden Kuras arm, der am Hotel vorbeifließt, tummeln sich am Nachmittag halb erwachsene Burschen der ärmeren Bevölkerung zusammen mit trächtigen Mutterschweinen, die ebenfalls im Wasser einige Kühlung suchen.

Dies die Aussicht von unserem Hotelfenster, die wir anderthalb Monate auszuhalten hatten, denn

so lange war es mir verboten, das Hotel zu verlassen. Nur meine Frau durfte sich auf der Straße zeigen.

Wir starren aus dem Fenster zur Nikolaibrücke. In scharfem Trab kommt ein kleiner Wagen über die Brücke. Auf seinem Sitz thront eine Kiste. Rechts und links davon sitzen je zwei Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Vor dem Wagen ein berittener Kosak. Hinter ihm drei weitere Kosaken. Gleich muß es Mittag sein, denn kurz vor Mittag erscheint jeden Tag dieser kleine Wagen mit Staatsgeldern von der Bahn und fährt zur Reichsbank. Da steigt auch schon hoch oben am Berg ein blauweißes Wölkchen auf. Dann ein Kanonenschuß. Es ist Mittag.

Frühstück im Zimmer, denn in das Restaurant dürfen wir uns nicht mehr wagen.

Um Mittag haben wir jetzt durchschnittlich 35—40 Grad Hitze. Kein Lüftchen regt sich.

Wieder am Fenster. Über die Nikolaibrücke bewegt sich der halbe Orient. Perser auf kleinen Eseln, die Holzkohlen befördern. Mullahs in grünen oder weißen Turbanen. Schäbige Pferde mit Wasserschläuchen über den eingesunkenen Rücken und mit dicken Bäuchen, gezerrt von braungebrannten Kerlen, die zum Schutz gegen die Sonnenglut sich weiße Tücher seltsam über Kopf und Schulter geschlagen haben. Sie gleichen alten

Ägyptern. Zerlumpfte Tataren in Fellmützen. Eine Kosakenpatrouille. Aber nie Militär. Das wird nur nachts befördert, und dann meist auch nicht durch die Stadt, sondern auf weiten Umwegen um die Stadt herum.

Bunt, grell, abenteuerlich, orientalisches. Wie es Bodenstedt schon besungen hat. Aber sechs Wochen lang immer dasselbe und in unserer Verfassung, man wird immer ungeduldiger. Das Heimweh nach Deutschland wächst erst recht.

Man setzt sich mit dem Rücken zum Fenster und greift zu den Zeitungen. Wir bekommen den „Temps“. Er schimpft auf allen Seiten, in allen Rubriken auf die barbarischen Deutschen und weiß in jeder Spalte neue Ungeheuerlichkeiten über deutsche Grausamkeiten und Niederträchtigkeiten zu erzählen. Es stimmt nicht freundlicher.

Man nimmt den „Petersburger Herald“ vor, eine deutsche Zeitung. Man könnte geradeso gut die „Nowoje Wremja“ lesen. Dies Schandblatt deutscher Zunge ist nicht weniger gemein.

Meine Frau liest mir die Londoner „Times“ vor. Es ist einfach nicht zum Aushalten. Es ist, als atme man unausgesetzt Gift ein, sowie man eins dieser Blätter in die Hand nimmt. Man fühlt, mit der Zeit wird man verrückt darüber. Keine Zeitung darf mir mehr ins Zimmer. Nur

noch die Telegramme des russischen Generalstabes.

Vier Wochen ist nun Krieg, und die Deutschen haben immer noch nicht Lüttich genommen? Was ist denn aus den deutschen Soldaten geworden? Überall werden sie zurückgeschlagen. In Ostpreußen wird schon eine russische Verwaltung eingesetzt. Ein Herr mit dem echt russischen Namen Müller soll diese Verwaltung leiten, und in einem Interview erklärt er, daß er alle europäischen Sprachen spreche, aber in Ostpreußen nur Russisch sprechen werde, damit sich die Deutschen dort gleich an die neue Heimat gewöhnen und erkennen, mit Deutsch ist es ganz und gar nichts mehr.

Kennenkampf steht schon dicht bei Berlin. Die Franzosen haben das ganze Elsaß besetzt. England hat die deutsche Handelsflotte ruiniert und bei Helgoland der deutschen Kriegsflotte eine schwere Niederlage beigebracht, von der sie sich nicht mehr erholen wird. Man rechnet stündlich damit, daß englische Kriegsschiffe die Elbe hinauffahren und Hamburg bombardieren.

Ein bißchen viel auf einmal für einen guten Deutschen. Das kann unmöglich wahr sein. Man greift doch wieder zu den Zeitungen und forscht zwischen den Zeilen nach der Wahrheit, da sie in ihnen einfach nicht stehen kann. Da, fett gedruckt

im Petersburger Herold: der Deutsche Kaiser hat hundert Sozialdemokraten erschießen lassen. Dann eine fette Notiz: Revolution und Hungersnot in Berlin. Unter den Linden ist es zu wilden Straßenkämpfen gekommen. Das Militär schoß auf die Tumultuanten, die gegen den Krieg demonstrierten. Hundert Tote blieben auf dem Platz . . . Schon quält Hunger die Berliner Bevölkerung. Das Pfund Rindfleisch kostet in der Reichshauptstadt jetzt schon eine Mark.

Ich zu meiner Frau: „Sag mal, weißt du noch, was wir im Frühjahr in Berlin für ein Pfund Rindfleisch bezahlt haben?“

Meine Frau: „Natürlich, das weiß ich noch ziemlich genau, durchschnittlich eine Mark zwanzig.“

Meine Frau glaubt, ich bin verrückt geworden, denn ich lache, daß mir die Tränen über die Backen laufen.

Und ich werde wieder eifriger Zeitungsleser. Die Forts von Lüttich leisten immer noch tapferen Widerstand, aber die Deutschen sind in Brüssel. Das ist zwar ohne jede Bedeutung und braucht keine Beunruhigung hervorzurufen, denn es liegt durchaus im Kriegsplan der „Verbündeten“ . . . hm, na, schön, ich habe nichts dagegen.

Meldung aus Paris: Die französische Regierung verläßt Paris, weil der Stadtkommandant

es so wünscht, und begibt sich nach Bordeaux. Langer Bericht, wie klug die Franzosen daran tun, und wie ehrlich von der Regierung, das vor aller Welt bekanntzugeben. Man sieht, was für eine moralische Wandlung mit der großen Nation vor sich gegangen ist. 1870 leider viele Lügenberichte, jetzt diese Ehrlichkeit. Eine völlige Neugeburt der französischen Nation. Sie geht sogar wieder in die Kirchen, die überfüllt sind . . . Muß das allen russischen Herzen wohlthun . . .

Von Ostpreußen hört man gar nichts mehr. Der echte Russe, Herr Müller, scheint seine Abreise nach Königsberg aufgeschoben zu haben. Da dürfte etwas dazwischen gekommen sein? Wenn man nur erfahren könnte, was?

Auf meinem Zimmer erscheint gegen Abend wieder einmal ein Pristawstellvertreter, um wieder einmal ein Protokoll mit mir aufzunehmen. Es wäre einfacher, er schriebe die früheren Protokolle ab, denn mehr erfährt er doch nicht von mir, aber dazu kann er sich nicht entschließen. Auch hat ihm die Behörde noch besondere Aufträge gegeben. Er soll in Erfahrung bringen, ob ich politisch irgendwie verdächtig sei, ob ich schon im Zuchthaus gefessen habe, und ob ich für die Dauer des Krieges in Tiflis zu bleiben beabsichtige.

Wie soll der arme Pristawstellvertreter nun die Wahrheit über mich erfahren, da mich niemand

genauer kennt? Er kommt also direkt zu mir, daß ich sie ihm sage. Die Frau des jüngeren Sohnes vom Haus kommt mit, um den Dolmetsch zu spielen. Der Polizist bittet die Dame, da er nicht federgewandt sei, für ihn das Protokoll zu schreiben. Das geschieht, und die Dame nimmt zu Protokoll, daß ich politisch durchaus unverdächtig sei, nie im Zuchthaus gefessen habe und darum bäte, als nicht militärpflichtig und Mann von 45 Jahren ins Ausland abreisen zu dürfen. Dazu kommt dann noch das Gewohnte von früheren Protokollen her über meine archäologisch-ägyptischen Interessen. Die Arbeit dauert anderthalb Stunden. Der Polizist sitzt zufrieden auf seinem Stuhl und raucht, meine Frau und ich sitzen um ihn herum und versorgen ihn immer wieder mit neuen Zigaretten. Die Dame des Hauses schreibt. Das Protokoll ist fertig. Aber es braucht nun noch drei Zeugen, die die Wahrheit der Aussagen durch ihre Unterschrift beglaubigen sollen. Woher nehmen? Wir holen einen Kellner aus dem Restaurant und zwei beliebige Leute von der Straße, die für zwei Rubel als Zeugen fungieren. Als somit alles in schönster Ordnung ist, fragt mich der Polizist nach dem jungen österreichisch-polnischen Privatdozenten aus. Ich weiß nichts und habe nichts über ihn zu berichten. Der Polizist will das nicht glauben. Er holt die Pässe von

mit und meiner Frau hervor, die mit dem Paß des polnischen Ehepaars zusammengeheftet sind. Für ihn ein Beweis, daß die Behörde uns ebenfalls für gute Bekannte hält. Ich habe aber nichts über den Mann zu sagen, dem die Polizei erlaubt hat, sich in der Stadt eine billigere Wohnung zu nehmen, während sie mich zwingt, in dem teuren Hotel zu bleiben und vom Pump zu leben. Da wir nichts miteinander zu tun haben, bitte ich den Polizisten, das auch äußerlich dadurch kenntlich zu machen, daß er die Pässe voneinander trennt. Aber er tut es nicht . . .

Wieder einmal wird es Nacht. Um diese Zeit pflegen sonst die wahren Patrioten mit dem Bild des Zaren durch die Straßen zu ziehen und die Nationalhymne zu singen. Seit einigen Tagen hört man sie nicht mehr. Der Statthalter hat es verboten. Die patriotische Manifestation machte auch einen gar zu kläglichen Eindruck. Auf mehr als fünfzig bis achtzig Bürschen brachte sie es nie. Und die Zahl des lichtscheuen Gesindels wurde immer größer unter ihnen. Sie wollten nicht nur singen, sondern vor allem die deutschen Läden plündern. Aber man fürchtet, daß diese Analphabeten dabei auch französische Läden nicht würden schonen. Und so verbot man denn die Manifestationen überhaupt. Sicher ist sicher.

Überhaupt ist das mit dem russischen Patriotis-

muß in Transtaukasten so eine Sache. Die Russen sind in der Minderheit. Den Grusiniern ist durchaus nicht zu trauen, wie sie bei der Revolution 1904/05 deutlich genug gezeigt haben. Die Armenier gebärden sich zwar als russische Überpatrioten, aber mißtrauisch ist man auch ihnen gegenüber. Lieber gar keine patriotischen Manifestationen, als so klägliche, worüber die Grusiner längst lachen. Sonst kommen sie am Ende mit Gegenmanifestationen, und die russischen Behörden stecken, ehe sie sich dessen versehen, wieder mitten in einer Revolution. Die ganze mohammedanische Bevölkerung ist sowieso erregt, und man kann sich nicht auf sie verlassen. Der Kaukasus ist ein heißer Boden für russische Füße. Vorsicht ist geboten. Nur gegen die Jagd auf Deutsche ist nichts einzuwenden. Irgendwie muß sich doch der Patriotismus der echt russischen Leute Luft machen. Auch der Gouverneur hat es nötig, sich durch Gemeinheiten gegen die Deutschen als guter Patriot zu erweisen. Er ist Pole, haßt die Deutschen und hat es nicht schwer, sich von der besten russischen Seite zu zeigen. Der alte, grämliche, fränkliche Statthalter aber wäscht nach alterprobttem Rezept seine Hände in Unschuld. Er ist alt, er ist krank, er kann sich nicht kümmern um das, was der Gouverneur macht, dem er das Ressort über die Deutschen übertragen hat. Der arme kranke Mann!

Mitten in der Nacht fahren wir beide jäh in die Höhe und lauschen. Was ist das? Wildes Schreien, Säbelrasseln und Schießen in nächster Nähe. Ich springe auf den Gang. In dem kleinen Hotelgarten eine Menge Offiziere, die brüllen, wild um sich stechen und mit den Pistolen schießen. Wir dachten nicht anders, als daß unser letztes Stündlein jetzt gekommen sei. Eine halbe Stunde dauerte der Lärm. Dann schweres Stöhnen und Ruhe . . . Russische Offiziere hatten ein Sektgelage abgehalten. Eine Maus war ihnen über die Füße gelaufen. Ihr galt die wilde Jagd durch das Hotel und seinen Garten, die erst aufhörte, als einer der Offiziere die Kugel eines Kameraden im Leibe hatte. Ob die Maus ebenfalls gefällt wurde, weiß ich nicht.

Wieder Mittag, wieder 45 Grad Hitze, wieder starren wir auf die Nikolaibrücke. Wieder erscheint ein Polizist, diesmal der Reviervorsteher in eigener Person, ein höchst widerwärtiger Mensch mit stechenden Augen, die uns am liebsten an die Wand spießten. Wieder ein Protokoll, das vierte. Dann plötzlich die Frage: „Sie sind also um die russische Untertanschaft eingekommen?“ Ich traue meinen Ohren nicht. „Das muß ein Irrtum sein. Ich denke nicht daran, den russischen Staat so zu beleidigen.“

Der Pristav zieht einen Bogen hervor, in den

unsere Pässe eingeklebt sind. „Hier steht es,“ sagt er wütend.

Außer unseren Pässen bemerkte ich jetzt auch den österreichischen Paß des Polen, und nun geht mir ein Licht auf. Dieser kleine Privatdozent mit der goldenen Brille wollte ja Russe werden, wie er mir selbst erzählt hat. Also nimmt man an, daß ich es ebenfalls werden wolle, da unsere Pässe nun einmal unzertrennlich sind. Ich sage das dem Pristas, und er packt die Papiere wieder zusammen und protokolliert.

„Wo sind die drei Zeugen zur Unterschrift des Protokolls?“ fährt er mich an. Was geht das mich an? Ich bin auf seinen Besuch nicht vorbereitet. Das ist seine Sache. Er läuft aufgeregt durchs Zimmer und sucht nach einem Ausweg. Ich bin ihm aber nicht behilflich. Der Kerl ist mir zu widerwärtig. Er kocht innerlich, denn er muß ein andermal wiederkommen und wieder ein neues Protokoll machen, und es ist so heiß, und die Njemez machen einem überhaupt so viel Scherereien, die Hunde . . . Ich lasse ihn ruhig toben. Ich habe Zeit. Er stürzt aus der Tür und erscheint nach einiger Zeit wieder mit einem Kellner, einem Laufburschen und dem Zimmermädchen. Die beiden Männer sind Grusiner und können kaum Russisch. Ungelesen unterschreiben sie mit kaum leserlichen Kratelfüßen, wie der

Pristav ihnen befiehlt. Das russische Gesetz verlangt, daß drei männliche Zeugen so ein Protokoll unterschreiben. Der dritte Zeuge ist aber ein Zimmermädchen, also gewiß kein Mann. Nun, sie darf von ihrem Vornamen nur den Anfangsbuchstaben unter das Protokoll setzen. Wer will dann der Unterschrift noch ansehen, welchen Geschlechtes der Zeuge ist? . . .

Es wird wieder einmal Abend. Ein russischer Herr läßt sich bei mir anmelden und ist überaus höflich und zuvorkommend. Besonders gegen meine Frau, mit der er Englisch spricht. Mit mir unterhält er sich französisch. Aber er wendet sich allmählich immer ausschließlicher an meine Frau, überaus lebenswürdig und scharmant, und versucht, sie über mich auszufragen. Nun, das gelingt ihm nicht. Wir kennen nachgerade alle beide unser Sprüchlein auswendig, und wenn man uns mitten in der Nacht weckte, würden wir uns nicht versprechen. Da er merkt, daß hier nichts zu machen ist, wendet er sich wieder mir zu und interessiert sich sehr für Archäologie.

„Hören Sie, Herr Professor,“ so nennt er mich jetzt in dem Glauben, das werde mir Eindruck machen, „ich habe einen Freund, der ist leidenschaftlicher Archäologe. Er ist speziell für die Chetiter interessiert. Würden Sie ihm die Freude machen, ihn zu besuchen?“

„Sehr gerne. Nur muß ich Sie leider darauf aufmerksam machen, daß ich das Hotel nicht verlassen darf.“

„Mein Freund gehört zum Generalstab. Er ist Adjutant des Statthalters. Er hat Ihnen schon die Erlaubnis erwirkt, ihn besuchen zu dürfen. Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir gleich zu ihm.“

Ich mache mich fertig für den Ausgang. Unser Zimmer ist durch einen Vorhang in zwei Teile geteilt. In der vorderen Hälfte wohnen wir, in der hinteren ist das Schlafzimmer.

Ich hole mir den Sommerüberzieher aus dem Schlafzimmer, und meine Frau flüstert mir zu, ob sie die Papiere vernichten soll? Ich habe ein Empfehlungsschreiben des türkischen Botschafters in Berlin an die türkischen Zoll- und Polizeibehörden bei mir. Ich habe allerhand andere türkische Empfehlungsbriefe aus Konstantinopel für die türkische Provinz. Ich bitte meine Frau, das nicht zu vernichten. Kommen die Türken nach Tiflis, wie ich immer noch hoffe, können uns die Empfehlungen noch gute Dienste leisten. Will die russische Behörde aber etwas Ernstliches gegen mich unternehmen, dann kommt es auch nicht mehr darauf an, ob diese Papiere da sind oder nicht. Die Hauptsache ist: ruhiges Blut.

Der lebenswürdige Herr räuspert sich nebenan diskret. Ich erscheine wieder und schließe mich ihm an. Meine Frau ist sehr blaß, aber gefaßt.

Wir gehen nicht durch das Hotel, sondern durch den Hof. Um nicht unnütz aufzufallen, wie mir der lebenswürdige Herr zuflüstert. Auf der Straße pfeift er einem Wagen, und wir steigen ein. Wohin die Fahrt geht, kann ich bei der Dunkelheit nicht unterscheiden.

Wir fahren in einen Hof ein. Der lebenswürdige Herr geleitet mich in einen Bureauraum. Solche Räume sind mir von der Polizei her wohl bekannt. Möglich, daß der Dienstraum eines Adjutanten genau so aussieht. Ich weiß es nicht.

Wir setzen uns und plaudern lebenswürdig miteinander. Es erscheint ein großer älterer, nicht gerade schlanker Herr. Wie ein Adjutant sieht er sicherlich nicht aus. Mein lebenswürdiger Herr stellt mich als den bekannten Professor vor, der über die Chetiter arbeite und Ausgrabungen im Wanbezirk machen wolle. So steht es ja auch in allen vier Protokollen.

Der ältere Herr ist auch sehr lebenswürdig, bietet mir Zigaretten an und verrät sofort ein brennendes Interesse für die Chetiter.

O, ich kann ihm dienen. Ich lüge nicht so dumm, wie diese Russen anzunehmen scheinen, ich sage in

den Protokollen nur nicht die ganze Wahrheit, das ist alles. Ich interessiere mich wirklich für die Chetiter und wollte allen Ernstes bei meinen Reisen in Anatolien auch ihren Spuren zu folgen suchen. Im Sommer 1914 erschien das grundlegende Werk über diesen ganzen Fragenkomplex von Professor Eduard Meyer in Berlin „Reich und Kultur der Chetiter“, und der Verleger des Werkes hatte mir auf meine Bitte schon Anfang Mai die Aushängebogen dieses Werkes mit nach Konstantinopel gegeben, wo ich reichlich Zeit hatte, es gründlich zu studieren.

O nein, so leicht fing man mich nicht.

Mit der Zeit wurde dem älteren Herrn die Sache doch langweilig. Er bedankte sich sehr höflich für meine interessanten Ausführungen, behauptete, gar mancherlei daraus gelernt zu haben, was ich ihm gerne glauben will, und wir verabschiedeten uns.

Mein lebenswürdiger Herr brachte mich wieder zum Hotel.

Keinen der beiden habe ich seitdem wieder gesehen. Als ich glücklich wieder bei meiner Frau saß, die derweil in tausend Angsten geschwebt hatte, verstieg ich mich in meiner Freude, der Polizei entwischt zu sein, und auch in dem Bedürfnis, ihr weiter Mut zuzusprechen, zu der in der Tat etwas kühnen Behauptung: „Du sollst sehen,

wenn überhaupt noch Deutsche aus Rußland
herauskommen, dann sind wir es!“

Meine Frau nahm meine Behauptung als
einen nicht gerade wirksamen Versuch, sie zu
trösten. Es war aber mehr, wie sich denn auch
später herausstellte.

Hausfuchung

45 Grad Hitze. Unsere Aussicht aus dem Hotel-
fenster ist nicht mehr ganz so monoton. Russische
Kavallerie hat ein wenig Abwechslung gebracht.
Jenseits der Madatowskij-Insel liegt nämlich
ein großer Platz, der bis vor acht Tagen mit Schutt
und Abfällen aller Art bedeckt war. Als wir eines
Mittags wieder aus dem Fenster starrten, wurde
der Schutt von jenem Platz fortgeschafft und in
die Kura befördert. Das dauerte zwei Tage.
Dann wurden auf dem frei gewordenen Platz in
zwei langen Reihen Holzpföcke in den Boden ge-
schlagen. Das dauerte wieder zwei Tage, und wir
hatten reichlich Muße, herumzuraten, was dort
eigentlich vorgehe.

Am fünften Tag löste sich das Rätsel. An den
Pföcken wurden Hunderte von requirierten Pfer-
den angebunden, um die Kavalleristen beschäftigt
waren. Es waren sehr armselige Pferdchen dar-
unter, Bauernpferdchen. Man hatte sie den deut-
schen Kolonisten abgenommen. Ohne Bezahlung,
ohne Quittung. Andere wieder waren dicke Bier-
brauergäule, was durch mein Fernglas leicht zu
erkennen war. Sie hatte man den deutschen Bier-
bauern im Kaukasus abgenommen. Ohne Be-
zahlung, ohne Quittung. Acht Tage standen sie

an ihren Pföcken im Sonnenbrand, bekamen zweimal Heu, die jämmerlichsten unter ihnen ab und zu auch einmal Hafer, und einmal in zwei Tagen wurden sie in die Kura getrieben zu den Mutterschweinen und den halbwüchsigen Burschen, die da Kühlung suchten.

Der Sommer geht dem Ende zu und bringt gewaltige Stürme vom Kaukasus her. Alles ist in gelbe Staubwolken gehüllt. Der Staub prasselt an die Fenster wie Hagel. Das geht tageslang. Die Pferde stehen an ihren Pföcken und sind schutzlos diesem scheußlichen Wetter preisgegeben. Meist kündigen sich mit solchem Staubregen Erdbeben an, von denen Tiflis im Herbst stark heimgesucht zu werden pflegt.

Durch den Feldstecher sehen wir ganz deutlich, wie unbehaglich es den Pferdchen ist, wie viele husten. Hätte ich bei der russischen Kavallerie etwas zu sagen, so hätten die Kerle dort drüben für die Pferde längst Zelte errichten müssen. So viel die Kaukasuspferdchen auch aushalten können, auf die Dauer wird selbst ihnen dies Wetter zu viel. Sie magern immer mehr ab, für die Front werden sie nie brauchbar sein.

Endlich beginnt man Schutzzelte für die Pferdchen zu bauen. Bis man damit fertig ist, vergehen acht Tage. Ich habe sie genau gezählt und genau im Gedächtnis. Endlich sind die Schutzzelte fertig.

Von Baku her zieht ein riesiges Gewitter auf. Zwei Tage lang kämpft es mit sich selbst, grollt und faucht und kann sich nicht entschließen. Dann aber tobt es los, wie nur ein tropisches Gewitter toben kann. Einen ganzen Tag lang. Die Zeltdecken sind alle losgerissen und nur noch Fäden. Die Pferdchen sind flatschnaß.

Wieder 40 Grad Hitze und Staub. Aber niemand benutzt die Gelegenheit, die Schutzzelte wieder in Ordnung zu bringen. Die Zeugfäden hängen ruhig weiter um die Holzpföcke herum. Die Pferdchen sind wieder schutzlos allen Unbilden preisgegeben. Niemand hat die Energie, von neuem einen Befehl zu geben. Es bleibt, wie es ist, bis eines Morgens die Pferdchen verschwunden sind. Arme Pferdchen . . .

Abends schleicht sich mancherlei Besuch zu mir. Armenier, die mich von früher her kennen oder von Berlin aus auf mich aufmerksam gemacht wurden. Sie versichern, daß sie alles in Bewegung setzen, um mich frei zu bekommen.

Eines anderen Abends erscheinen zwei Perser, die behaupten, mich noch von Choi und Salmas und Urmia her zu kennen, wo ich vor langen Jahren längere Zeit lebte. Sie wollen mir mit gefälschten Pässen nach Persien aushelfen. Von da könne ich dann entweder nach Wan in der Türkei oder an den Persischen Golf. Aber woher die

Mittel nehmen zu so einer endlosen Reise? Und dann, ich spreche nicht Persisch. An der Grenze würde ich doch festgehalten werden. Jetzt ist es zu spät. Jetzt wird die Grenze scharf überwacht.

So will man wenigstens meine Frau sicher über die Grenze nach Persien bringen. In Maku lebt mir ein alter Kurdenfreund, der Fürst von Maku, dort würde sie sicher sein. Auch in Tabris wäre sie unterzubringen. Man will sie als Perserin verkleiden. Dann spricht sie kein Russe an, weil das nicht erlaubt ist . . . Das wäre schon eher zu überlegen.

Aber meine Frau will durchaus nichts davon wissen, sich von mir zu trennen. Es ist auch begreiflich. Sitzt sie irgendwo in Persien, und ich muß in Rußland bleiben, weiß sie nicht, was mit mir geschieht. Das wäre schlimmer als alles andere.

Wieder erscheint ein Pristav. Wieder ein anderer. Das scheint Prinzip zu sein. Schickt man immer denselben, so könnte ich vielleicht mit Erfolg den Versuch machen, ihn zu bestechen; aber fünf, sechs zu bestechen, dazu reicht mein Geldbeutel sicher nicht.

Der Pristav macht einen menschlichen Eindruck und ist etwas verlegen. Die Sache ist nämlich die: er hat mir eine wichtige Mitteilung zu machen, kann das aber erst dann, wenn er meine Pässe in der Hand hat. Auf der Polizei aber habe

man keine Ahnung, wohin meine Pässe eigentlich geraten seien, und so schickt man zu mir mit der Frage, ob ich vielleicht wisse, wo meine Pässe steckten? Ich soll also der Polizei sagen, wo meine Pässe sind, die die Polizei mir abgenommen hat?

Ich sehe mir den Pristav eine Weile an und frage ihn dann, ob er mir nicht mitteilen könne, ob die wichtige Mitteilung für mich erfreulicher Natur sei oder nicht? Ist sie unerfreulicher Natur, habe ich gewiß keinen Anlaß, der Polizei bei der Suche nach unseren beiden Pässen behilflich zu sein. Mögen sie dann möglichst lange vergebens suchen.

Der Pristav lächelt und hat mich verstanden. Auf zwei Rubel soll es mir nicht ankommen, wenn es eine erfreuliche Nachricht ist. Aber die erfreuliche Nachricht muß erst samt den Pässen in meinen Händen sein, bevor die zwei Rubel fällig sind. Das versteht der Pristav sehr gut. Geschäft ist Geschäft. Niemand kauft gerne die Kase im Sack. Er schwört bei seinem Personals heiligen, es sei eine gute Nachricht.

Ob ich ungehindert mit ihm auf die Polizei gehen kann und ungehindert wieder hierher zurückkehren?

Er beschwört es bei allen Heiligen.

Ich gehe mit ihm, denn mir ahnt allmählich, wohin meine Pässe geraten sein können. Ich ahnte

recht. Man war zu faul gewesen, unsere Pässe, wie ich früher schon vorgeschlagen hatte, von dem Paß des Polen mit der goldenen Brille zu trennen. Zum letztenmal hatte ich die Pässe gesehen bei den Akten, nach denen mir zugemutet wurde, russischer Untertan zu werden. Da ich das nicht werden wollte, hatte man die ganzen Pässe aus dem Aktenbündel über meine Person entfernt und sie zu dem Aktenbündel über den österreichischen Polen gesellt. Da fanden sie sich denn auch.

Der Pristav nahm die Pässe an sich, kehrte mit mir auf mein Hotelzimmer zurück und eröffnete mir, daß die Pässe mir auszuhändigen seien, daß ich wieder freie Bewegung innerhalb der Tifliser Stadtgrenzen habe, und daß mir vermutlich in Bälde erlaubt würde, ins Ausland abzureisen.

Wer war froher als wir! Und statt zwei Rubel bekam er deren fünf.

Der Pristav strahlt und redet mir gut zu, ihm doch weiter keine Unannehmlichkeiten zu bereiten und etwa mit meinen Pässen einen Fluchtversuch zu machen. Er sei jetzt dafür verantwortlich, daß ich Tiflis nicht verlasse, bis er mir die Erlaubnis dazu bringe.

Ich erklärte ihm auf Ehrenwort, daß ich Tiflis nicht verlassen werde und er sich beruhigen könne. Er glaubte mir auch, denn ich sei doch ein gebildeter Deutscher, und ein solcher lüge doch nicht.

Das war Sonnabend, den 12. September. Wir packten wieder einmal. Hoffentlich dauerte es nicht lange mit der Abreiseerlaubnis. Gott, waren wir froh und glücklich! Zum erstenmal zeigten wir uns wieder im Restaurant. Mit den Pässen in der Tasche waren wir ja sozusagen schon wieder frei.

Im Restaurant saß ein Tisch voll junger Kavallerieoffiziere. Sie achteten nicht auf uns. Wir nahmen möglichst weit weg von ihnen Platz.

Bald gesellte sich auch die alte Frau Richter zu uns und beglückwünschte uns. Was konnte uns nun noch geschehen, wo wir die Pässe wieder hatten! Auch die junge Frau Richter setzte sich und freute sich mit uns. Unsere Freilassung war ja auch für sie ein kleiner Lichtblick, ein kleiner Hoffnungsstrahl.

Die jungen russischen Offiziere lachten und lärmten gewaltig. Wir lauschten ihrem Gespräch und sahen uns betroffen an. Das war wirklich unerhört. Hätten wir es nicht mit eigenen Ohren gehört, würden wir es nicht glauben. Sie erzählten einander nämlich, wie sie die Behörde betrügen, und sie erzählten es, als sei es ein guter Witz und nichts weiter. Sie hatten im Kaukasus Pferde aufzukaufen und für die Front herauszufüttern. Sie kauften die Pferde nicht, sondern nahmen einfach den deutschen Kolonisten

wie überhaupt den Deutschen so viel Pferde fort, als sie brauchen konnten. Sie fütterten die Pferde dann aber nicht, sondern ließen sie verhungern und steckten das Geld dafür in die eigene Tasche. Konnten die Tiere dann kaum noch vor Schwäche auf den Beinen stehen und drohten einzugehen, dann brachten sie die Pferde den früheren Besitzern zurück mit dem Bemerkten, man könne die Tiere nicht brauchen, sie könnten sie wieder haben. Die dummen Deutschen hatten natürlich nichts Eiligeres zu tun, als die Pferde wieder nach Kräften herauszufüttern. War es so weit, dann nahmen die Offiziere ihnen die Pferde wieder ab und so weiter . . . O du elendes Rußland! . . .

Wir gingen in die Stadt. Von Krieg nirgends etwas zu merken. Nur in der inneren Stadt war es stiller als sonst. Man merkte, daß der Schnapsauschank verboten war. Nur die großen Hotels hatten noch Erlaubnis dazu.

In den großen Restaurants herrschte dasselbe Leben wie immer, als es Abend wurde. Da saßen sie herum und bramarbasterten gegen die Deutschen. Wir machten bald, daß wir wieder in das Hotel kamen.

Die Sensation von Tiflis war damals eine französische Wahrsagerin, die im Zirkus ihre Weisheit zum besten gab. In welchem Sinne, kann

man sich denken. Trotz der Pässe konnte ich mich aber nicht entschließen, hinzugehen. Es war mir zu widerwärtig.

Am Montag, den 14. September, in der Frühe saßen wir beim Kaffee in unserem Zimmer. Der Montag war stets ein kritischer Tag erster Ordnung. Die meisten Aufregungen für die Deutschen brachten immer die Montage mit sich. Ich glaubte, weil die Polizei nach dem Ruhetag mit frisch gestärkten Kräften an die Arbeit der Jagd auf Deutsche ging. Jetzt scheint mir, es war zugleich auch eine Rückwirkung auf die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, denn ich höre, daß die meisten Siegesberichte der ersten Zeit an den Montagen bekannt wurden.

Meine Frau versuchte zu scherzen und meinte: „Jetzt bin ich nur neugierig, was diesen Montag passieren wird?“

Da ging auch schon die Zimmertüre auf und herein trat ein Pristav mit drei Soldaten und zwei Polizisten.

Hausfuchung!

Ich Esel! Hätte ich meine türkischen Empfehlungsschreiben doch lieber vernichtet. Nun konnten sie mir gefährlich werden. Auch hatte ich gleich in den ersten Tagen begonnen, eine Art Tagebuch über die Ereignisse und meine Beobachtungen anzulegen. Das lag nebenan im

Schlafräum auf dem Schreibtisch in vielen losen Blättern und war mit der Schreibmaschine geschrieben, also leicht lesbar für jeden, der Deutsch verstand. Ein ganzer Stoß solcher Blätter lag da, und einige wenige lagen noch unter dem großen Löschblatt auf dem Schreibtisch. Was tun?

Wir fragten den Pristav, ob wir uns nicht für einen Augenblick hinter den Vorhang in unseren Schlafräum zurückziehen dürften, um uns völlig anzukleiden?

Er gewährte die Bitte, und wir verschwanden hinter dem Vorhang, der zur Hälfte offen blieb, um die Polizei nicht gar zu mißtrauisch zu machen.

Der Schreibtisch stand am Fenster. Das Fenster war offen und führte in den Hotelgarten. Ein Griff, und der Papierstoß auf dem Schreibtisch flog in die Büsche im Garten. Wenn das Papier nur nicht so geraschelt hätte. Ich wollte schon unter das Löschblatt greifen, um die paar bedenklichen Blätter dem Stoß Papier im Garten nachzuwerfen, da sah ich glücklicherweise, wie einer der Polizisten vorsichtig durch den Vorhang lugte.

Ich stand sofort von meinem Vorhaben ab. Es war nichts mehr zu machen. Auch die türkischen Briefe in der Schublade mußten liegen bleiben. Schicksal, nimm deinen Lauf!

Wir kleideten uns langsam an, um uns ein wenig zu sammeln und die Nerven zu beruhigen.

Dann schoben wir den Vorhang vollends zurück und luden die Herrschaften ein, ihr Werk zu verrichten.

Die Soldaten rissen sofort alle Schränke und Schubladen auf, und die Polizisten begannen, sie zu durchwühlen. Jeder Gegenstand wurde herausgenommen, genau befühlt, gegen das Licht gehalten, von innen nach außen gedreht und dann beiseite gelegt.

Auch die Schreibtischschubladen wurden geöffnet, auch die, in der sich die türkischen Schreiben befanden. Sie lagen hinten in der Schublade in einem Haufen, während die vordere Hälfte der Schublade mit Zigarettenschachteln, Zigarettenhülsen und Tabak angefüllt war. Ein Polizist wollte nun auch den Inhalt dieser Schublade entleeren, stand aber davon ab, als er sah, daß sich zwischen den Zigarettenschachteln eine größere Zahl von russischen Kupfer- und Silbermünzen befand. Er rief dem Pristav etwas zu. Dieser nickte. Der Polizist machte sich wo anders zu schaffen, und ich sah mit einiger Beruhigung, wie der Pristav sich jetzt am Schreibtisch niederließ und auf dem großen Lederschblatt sein Protokoll ausbreitete. Wenn wir Glück hatten, sah er nun nicht mehr unter das Lederschblatt.

Die Polizisten kehrten mit Hilfe der Soldaten das ganze Zimmer um. Der Pristav sah ihnen vom Schreibtisch aus zu. Wir auch. Die Polizisten schienen geneigt zu sein, eine Tube mit Zahnpaste für etwas Bombenartiges zu halten. Wir erklärten dem Pristav, wozu die Tube diente. Ein Soldat brachte ein Etui, das ihm nicht unverdächtig zu sein schien. Er öffnete es vor dem Pristav. Es war auch nicht ungefährlich, denn es waren Steck- und Nähnadeln darin, und er stach sich in die Finger ... In dieser Art ging es von morgens acht bis zehn Uhr. Noch hatte man nichts Verdächtiges gefunden.

Nun erhob sich der Pristav, um die Durchforschung der Schublade selbst vorzunehmen. Er tat das selbst, weil in ihr Geld lag. Deshalb hatte außer ihm niemand das Recht, diese Schublade anzurühren. Er nahm die wenigen Rubel in Silber und Kupfer aus der Lade, breitete sie auf dem Schreibtisch aus, zählte sie und notierte die Geldsumme im Protokoll, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß der Betrag richtig gezählt war. Diese Pedanterie wirkt unsagbar komisch auf jeden, der russische Verhältnisse einigermaßen kennt.

Jetzt kam der heikelste Augenblick der Haus-suchung. Der Pristav nahm die Zigaretten-schachteln aus der Lade, untersuchte sie und stellte

sie in die Schublade zurück. Meine Frau reichte ihm die Schachteln zu, wofür er sich höflich bedankte. Nun reichte sie ihm ein Notizbuch, in das er sich für einige Augenblicke vertiefte. Meine Frau stand mit dem Rücken zum Zimmer, so daß die Polizisten und Soldaten, die das Zimmer immer noch nach gefährlichen Geheimnissen durchsuchten und die Matrasen in Arbeit hatten, sie nicht beobachten konnten. Mit schneller Hand griff sie das Bündel türkischer Briefe und schob es unter die Zigaretten-schachteln vorne, die schon durchsucht waren. Der Pristav legte das Notizbuch auf den Tisch zum Protokoll, und meine Frau reichte ihm ein zweites Notizbuch, in dem er blätterte. Er fand noch ein drittes Notizbuch. Die drei Büchlein legte er zum Protokoll als Ausbeute der Haus-suchung. In ihnen stand nichts Verdächtiges. Wir konnten zufrieden sein.

Er machte ein Päckchen aus den Notizbüchern und versiegelte es, schloß das Protokoll und erhob sich.

„Ich kann Ihnen mitteilen, daß ich außer den drei Notizbüchern nichts Verdächtiges gefunden habe. Machen Sie sich fertig.“

Ich erlaubte mir die Frage, wozu ich mich fertig machen sollte?

„Sie müssen mit auf die Polizei.“

„Warum?“

Er zuckte die Achseln.

Ich verabschiedete mich von meiner Frau. Wir dachten in diesem Augenblick beide an nichts Schlimmes. Eine bureaukratische Formalität, dieser erneute Polizeibesuch, nichts weiter. Wir hatten ja Glück gehabt. Nichts irgendwie Verdächtiges war gefunden worden.

Die Soldaten und Polizisten nahmen mich in die Mitte, und wir verließen das Zimmer. Sie wollten durch den Garten, woher sie gekommen waren. Das wollte ich aber nicht, denn dann fanden sie womöglich noch die Papiere, die ich aus dem Fenster geworfen hatte.

Ich wandte mich nach der anderen Seite dem Hof zu und erklärte, das sei der nächste Weg zur Straße.

Man war einverstanden, und so waren auch die Papiere im Hotelgarten gerettet, die meine Frau dann sofort verbrannte.

Ich war der Meinung, wir gehen zur Polizei, dort werden von einem Sachverständigen die Notizbücher untersucht, dann läßt man mich wieder laufen und gibt mir am Ende auch gleich die Erlaubnis zur Abreise.

Es kam aber anders.

Eingesperrt

Bewacht von drei Soldaten und zwei Polizisten, der Pristav voraus, so zogen wir durch die Straßen zu unserem Polizeirevier, das mir ja nicht mehr unbekannt war. Ich wurde in einen Raum geführt, wo ein Schreiber saß und Formulare ausfüllte. Vor der Tür blieben die fünf Mann zu meiner Bewachung, damit ich nicht entkäme. Durchs Fenster konnte ich sie auf und ab patrouillieren sehen.

Es war gegen elf Uhr. Der Schreiber kümmerte sich zunächst nicht um mich. Dann sprang er plötzlich auf und holte einen Stuhl für mich.

Mir wurde unbehaglich. Russische Grobheit ist mir in solchen Zeiten lieber als russische Höflichkeit. Sie ist mir verdächtig geworden.

Es wurde zwölf Uhr, es wurde eins. Niemand kümmerte sich um mich. Ich wartete, saß und wartete.

Um halb zwei erschien der Pristav, der die Haussuchung vorgenommen, und fragte, ob ich nicht lieber in einem Wagen zum Polizeipräsidium führe, wohin ich jetzt müsse? Natürlich war mir das lieber als zu Fuß Spießruten laufen durch die ganze Stadt.

Man besorgte einen Wagen. Der Schreiber

dienerte, ich dienerte wieder. Zwei Soldaten nahmen mich in die Mitte, und wir stiegen ein.

Ich wollte eine Zigarette rauchen und bat um Feuer. Man bot es mir und nahm auch von meinen Zigaretten. So fuhren wir, Zigaretten rauchend, zu dritt durch die Stadt über den Erivan-Platz zum Polizeipräsidium. Die Soldaten halfen mir aus dem Wagen. Bei so viel Höflichkeit wurde mir immer unbehaglicher.

Man brachte mich in einen Bureauraum, wo ein Pristav an einem Tisch saß und in Briefen blätterte. An einem Nachbartisch saß ein Schreiber. Am Fenster ein Fräulein mit einer Schreibmaschine.

Man deutete auf einen freien Stuhl, auf dem ich Platz nahm.

Schweigen. Der Pristav las. Der Schreiber schrieb. Das Fräulein tippte.

Nun bemerkte ich, daß unter den Briefen, in denen der Pristav las, auch das Päckchen mit meinen Notizbüchern lag. Ich strengte mich an und glaubte zu bemerken, daß es Briefe in deutscher Sprache waren, die der Pristav las.

Es wurde drei Uhr. Der Pristav las, der Schreiber schrieb, das Fräulein tippte.

„Erlauben Sie, könnte ich mir nicht etwas zu essen holen lassen? Ich habe Hunger!“

Für einen Augenblick sahen alle drei auf von

ihrer Tätigkeit. Dann las der Priſtav wieder, der Schreiber ſchrieb, das Fräulein tippte.

Der Priſtav ruft mich an ſeinen Tiſch und hält einen deutſchen Lauffchein in der Hand. „Können Sie das leſen?“

Der Lauffchein iſt ſehr undeutlich geſchrieben. Kein Wunder, daß er nicht damit fertig wird. Ich kann ihn natürlich entziffern, tue es und biete dem Priſtav eine Zigarette an, damit ich ſelbſt rauchen kann.

Wir rauchen, und der Priſtav nimmt jezt meine Notizbücher vor. Er blättert hin und her, aber ich habe den Eindruck, er nimmt die Sache nicht allzu ernſt. Plötzlich ſtutzt er. Dies Notizbuch habe ich einmal nach einem längeren Beſuch der Kruppschen Werke erhalten. In großen Goldlettern ſteht der Name der Firma, der „Fabrik des Todes“, wie die Ruſſen ſagen, neben dem des Deutſchen Kaiſers der beſtgehaßte Name in Rußland, auf dem Lederdeckel des Notizbuches.

Der Priſtav wirft mir einen forſchenden Blick zu, legt auch dies Notizbuch beiseite, und zwar ſo, daß man die Goldbuchſtaben nicht mehr ſieht, und ſagt zu mir in beſtem Deutſch: „Ich habe nichts gefunden.“

Ich denke mit dem ruſſiſchen Sprichwort, erleichternd aufatmend: „Gott ſei Dank, er nimmt!“

Der Pristav diktiert dem Lippfräulein ein Protokoll über den Befund meiner Notizbücher.

Als das beendet ist, frage ich: „Nun kann ich wohl gehen?“

„Sie müssen auf den Polizeimeester warten. Ich muß Sie ihm vorführen. Er ist bei einer Messe, kommt aber hoffentlich bald.“

Der Pristav scheint ein netter Mensch zu sein, ein zugänglicher Mensch.

„Sagen Sie, Euer Hochwohlgeboren, kann ich vielleicht meiner Frau eine Nachricht geben? Sie können sich denken, sie ängstigt sich.“

„Das ist verboten,“ sagt der Pristav und verläßt das Zimmer.

Nach einer Weile kehrt er zurück. „Der Polizeimeester ist immer noch abwesend.“

Ich stelle mich dumm und meine: „Ich kann ja morgen wiederkommen.“

„Wir müssen Sie hier behalten.“

Er sieht mich scharf an, aber ich zucke nicht mit der Wimper.

Nach einer Weile meine ich: „Dann darf ich Sie vielleicht bitten, meiner Frau eine Nachricht zu übermitteln.“

Er in gemacht barschem Ton, denn die beiden andern, die offenbar kein Deutsch verstehen, schauen mißtrauisch von einem zum andern: „Schreiben Sie.“

Ich schreibe also an meine Frau, sie solle sich nicht beunruhigen, ich müsse vorläufig hier bleiben, es werde aber schon so schlimm nicht werden, denn ein reizender Pristav sei bei mir, der vorzüglich Deutsch spreche, bei dem werde ich schon gut aufgehoben sein. Er werde selbst zu ihr kommen und sie beruhigen. Sie könne ihm Vertrauen schenken.

Der Pristav liest den Brief, ohne eine Miene zu verziehen, und steckt ihn zu sich. Ich denke, er versteht den Brief. Wie ihn auch meine Frau verstehen wird. „Gott sei Dank, er nimmt!“ konnte ich ja nicht in kahlen Worten hinschreiben.

Wieder sitzen wir eine Weile stumm auf unseren Stühlen.

Der Pristav erhebt sich. „Da der Polizeimeester nicht kommt, muß ich Sie bei der Geheimpolizei abliefern.“

O weh, etwas Schlimmeres konnte er mir nicht antun.

Als wir aus dem Zimmer sind, frage ich: „Sagen Sie, muß das sein?“

Er macht ein böses Gesicht und führt mich über allerhand Treppen, durch mancherlei Gänge zur Geheimpolizei.

Ein dumpfer Raum mit Gendarmen. Der Pristav steht stramm, rapportiert, macht feiert, ohne mir noch einen Blick zuzuwenden, und verschwindet.

Hier versteht man nur Russisch. Ich stelle mich dumm. Da packt man mich einfach beim Arm und führt mich zu den Meßgeräten. Man mißt mich nach allen Regeln der Kriminalistik wie einen gemeinen Verbrecher.

Mitten in dieser Beschäftigung stürzt der Pristav wieder in den Raum, ruft den Gendarmen etwas zu, greift mich am Arm und zieht mich fort.

Er hastet mit mir durch Gänge und über Treppen, und als wir wieder auf gewöhnlichem Polizeigebiet stehen, sieht er mich lächelnd an und sagt: „Sie haben Glück. Der Polizeimeester ist eben gekommen.“ Er deutet nach der Geheimpolizei. „Wen die Hunde erst einmal in den Klauen haben, den lassen sie so leicht nicht wieder frei!“

Was soll ich sagen? Ich schweige und komme mir vor wie einer, der der Höhle des Löwen noch gerade mit knapper Not entronnen ist.

Der Pristav geleitet mich in den Empfangsraum des Polizeimeesters. Dieser ist aber schon wieder fort. Hingegen ist der Polizeimeesterstellvertreter, wie das auf russisch heißt, da.

Der Pristav führt mich vor den Polizeimeesterstellvertreter.

Er sitzt hinter seinem Schreibtisch voller Akten und Papiere, darunter auch meine jetzt wieder versiegelten Notizbücher, und blickt nicht auf von seinen Papieren.

Der Pristav steht stramm. Der Polizeimeesterstellvertreter blättert in einem Protokoll.

Der Polizeimeesterstellvertreter: „Ich habe zu eröffnen, daß nichts Verdächtiges gefunden worden ist. Er braucht sich nicht zu ängstigen, es liegt nichts gegen Ihn vor. Nur haben wir den Befehl erhalten, auch alle Deutschen von 45-50 Jahren zu verhaften.“

Kleine Pause.

Ich: „Werde ich auch verschickt werden? Und was wird aus meiner Frau?“

Der Polizeimeesterstellvertreter stellt sich taub.

Der Pristav: „Wohin soll ich den Gefangenen bringen, Ew. Hochwohlgeboren?“

„In den Turm.“ Das ist das Zuchthaus.

Der Pristav: „Ew. Hochwohlgeboren erlauben, aber es liegt doch nichts Verdächtiges gegen den Gefangenen vor, er ist ein gebildeter Mann, es ist auch in der ‚Reserve‘ noch Platz. Könnte ich ihn nicht dahin bringen?“

Der Polizeimeesterstellvertreter, sichtlich gelangweilt: „Meinetwegen.“

Ich: „Erlauben, Ew. Hochwohlgeboren, die Frage: wohin werde ich verschickt?“

Der Polizeimeesterstellvertreter wütend: „Pascholl!“ (Raus!)

Wir also raus.

Auf der Straße ich zu meinem Pristav: „Könnten wir uns nicht einen Wagen nehmen?“

Er ist einverstanden.

Als wir im Wagen sitzen, ich: „Ich habe einen scheußlichen Hunger. Könnten wir nicht erst etwas essen?“

Er ist einverstanden.

Ich: „Am besten ist man im Hotel London. Fahren wir dorthin.“

Er lacht, er durchschaut mich. Ich will gerade dorthin, um meine Frau noch einmal zu sprechen.

Wir fahren zum Hotel London, und ich bestelle gleich ein Kabinett für uns, damit uns niemand Fremdes sieht. Dorthin begeben wir uns auch gleich, während der Portier meine Frau ruft.

Meine Frau erscheint. Es kommen auch die alte und die junge Frau Richter. Der Pristav hat keine Amtsmiene mehr. Er ist der liebenswürdigste Mensch von der Welt. Er erzählt, daß er in Petersburg die deutsche Handelsschule besucht hat, daß er von Beruf einst Ingenieur war und viele deutsche Freunde hat, daß er dann aber wegen „Dummheiten“ seinen Beruf verlassen mußte und Polizeioffizier wurde und jetzt in Tiflis wegen seiner Sprachkenntnisse vereidigter Dolmetscher für alle deutschen Angelegenheiten ist. Er ist zu gebildet, um all den Unsinn zu glauben, der in russischen Zeitungen über die Deutschen steht, und er hofft, wenn ich ein-

mal wieder nach Deutschland komme, werde ich nicht verschweigen, daß es auch unter russischen Polizisten anständige Menschen gibt.

Er bestellt für uns alle ein auserlesenes Essen. Natürlich auf meine Kosten. Er bestellt vor allem tüchtig was zu trinken.

Erst die beste und reichlichste Sakuska mit Schnaps, Schnaps, Schnaps, der jetzt ja außer in den ersten Hotels nur noch schwer zu haben ist.

Alle Achtung, saufen kann er, daß mir die Augen übergehen.

Nach der Sakuska noch einmal Kaviar extra für uns alle. Wir hindern ihn nicht, denn zur Not ist er alles allein.

Nach dem Kaviar einen möglichst umfangreichen Sterlet mit schwerem Weißwein. Nach dem Sterlet ein Braten mit reichlich Rotwein. Nach dem Braten ein ordentlicher Truthahn, das kaukassische Leibgericht, mit möglichst viel Sekt. Dann Kaffee mit vielen Likören. Dann wieder Schnaps und Wein und wieder Schnaps.

So etwas von essen und trinken habe ich selbst in Rußland noch nicht gesehen.

Mein Pristav wird immer aufgeräumter, je voller er wird. Der Vorsteher in der „Reserve“ ist ein alter Freund von ihm, dem er mich noch besonders empfehlen wird. Ich solle es so gut haben wie nur möglich, auch fände ich dort schon

eine ganze Menge Deutsche vor. Es sei alles gar nicht so schlimm, wie es aussähe. Meine Frau brauche sich nicht zu beunruhigen. Sie dürfe mich jeden Nachmittag besuchen, und sowie er erfahre, wann wir verschickt würden, wolle er mich benachrichtigen; und was meine Frau anlange, wenn sie mit wolle, so brauche ich nur ein Gesuch an den Gouverneur einzureichen, denn das Gesetz erlaube jedem nach Sibirien verschickten Verbrecher, der verheiratet sei, die Frau mitzunehmen oder nachkommen zu lassen. Was wollten wir also noch mehr? Wir sähen doch, das sei alles nicht so schlimm, und wenn der Krieg vorbei, dann solle ich ihm auch einmal schreiben, ich würde dann gewiß etwas für ihn tun können, denn das mit der Polizei passe ihm auf die Dauer durchaus nicht.

Da er schon reichlich betrunken war, begann er mit den Damen zu flirten, und ich konnte für einen Augenblick das Kabinett verlassen, denn der uns bedienende Kellner hatte mir schon längst durch allerlei Winke zu verstehen gegeben, daß draußen irgend etwas Wichtiges auf mich warte.

Beim Portier war für mich ein Brief aus Berlin abgegeben worden, den irgendein von dort freigelassener Russe hierher gebracht hatte. Ein dicker Brief, in dem es unter anderem auch

hieß: Da man die Russen in Berlin so anständig wie nur möglich behandle, nähme man an, daß es auch mir gut gehe. Sollte das aber nicht zutreffen, so solle ich nur den Schutz des nächsten amerikanischen Konsulats anrufen, und es würde alles für mich geschehen ... Ein hübscher Hohn in diesem Augenblick, wo ich im Begriff war, eingesperrt und dann verschickt zu werden.

Wertvoller als der Brief waren für mich einige Ausschnitte aus deutschen Zeitungen und ein langer Artikel von dem Abgeordneten Konrad Haußmann im „März“ über die erste Periode des Krieges und die Aussichten für die zweite Kriegsperiode, die nun ihren Anfang nähme.

Aber ich durfte nicht länger draußen bleiben, ich mußte wieder in das Kabinett.

Der brave Pristav war so wein- und schnapsfelig, daß er kaum noch zurechnungsfähig war. Als er mich erblickte, gab er sich einen Ruck, setzte seine Dienstmiene auf und behauptete, jetzt sei es aber höchste Zeit, mich in der „Reserve“ abzuliefern.

„Wäre es nicht vernünftiger, Sie ruhten erst ein bißchen aus, Herr Kapitän?“

Er schwankte bedenklich hin und her.

„Die Reserve läuft uns ja nicht fort. Schlafen Sie ein bißchen, und nachher holen Sie mich ab. Ich geben Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht mit einem Schritt das Hotel verlasse.“

Zuerst wollte er nicht, dann aber gab er nach. Vor allem, weil ihm einfiel, daß daheim für den Abend eine gebratene Gans auf ihn warte. Es wurde schon dunkel. Jetzt war gerade die richtige Zeit, sich ihr zu widmen. Brachte er mich erst in die „Reserve“, taugte die Gans nichts mehr, denn seine Frau erwartete ihn ja bestimmt um diese Stunde. Er hatte ganz vergessen, ihr zu telephonieren.

Er ging und meinte, gegen Mitternacht sei es immer noch früh genug, mich einzuliefern. Auch sei ja der Vorsteher der „Reserve“ sein Freund und würde ein Auge zudrücken.

Er verschwand, wir gingen auf unser Zimmer; ich erzählte, was vorgefallen und was weiter bevorstehe, und wie sich meine Frau derweil verhalten solle. Dann las ich den Artikel aus dem „März“ vor. Also so war es in Wahrheit derweil in Deutschland gegangen? So gut, so großartig gut? Einen Augenblick stutzte ich. Die deutsche Presse wird doch nicht auch so lügen gelernt haben wie die russische? Aber nur für einen Augenblick stutzte ich. Nein, das gab es nicht in Deutschland, das war völlig ausgeschlossen. Auch kannte ich doch Konrad Haufmann persönlich. Der schwindelte nicht. Auch merkte ich jetzt, mit welcher echt schwäbischer Vorsicht das alles niedergeschrieben war.

Und nun fand ich in dem Brief aus Berlin noch einen undeutlich hingekritzeltten Nachsatz, der lautete: „Mit unseren landwirtschaftlichen Maschinen haben wir Glück gehabt. Es wird Sie vor allem interessieren, zu erfahren, daß unsere Dreschmaschine tadellos funktioniert.“ Wieder stuzte ich einen Augenblick. Mit landwirtschaftlichen Maschinen hatten weder der Brieffschreiber noch ich etwas zu tun. Ach so, jetzt verstand ich. Die „Dreschmaschine“ war das deutsche Heer. Damit der Überbringer des Briefes, falls das Skriptum in die Hände russischer Behörden fiel, keine Unannehmlichkeiten hätte, hatte mein Freund das so eingekleidet ... Nun verstand ich, was er mir mitteilen wollte. Die Dreschmaschine funktionierte tadellos. Gott sei Lob und Dank! Das war die Hauptsache. Wenn unsere Feinde nur Reile kriegten!

Der Pristav erschien schon gegen halb zehn Uhr abends wieder auf meinem Zimmer. Die Gans war verzehrt, der Weindunst hatte sich etwas verzogen. Nun war ihm doch angst geworden um mich.

Als er mich aber auf unserem Zimmer vorfand, atmete er auf und bat zunächst einmal um eine Flasche Wein.

Meine Frau und ich waren jetzt allein mit ihm, und so konnte ich ihm ein wenig auf den Zahn

fühlen, wieviel mich sein Entgegenkommen für diesen Tag kostete. Als er merkte, wohinaus ich wollte, wehrte er energisch ab. Er dachte gar nicht an so etwas. Nur wenn ich wieder in Deutschland sei, solle ich an ihn denken. Und jetzt tränke er gern mit uns noch eine Flasche Wein.

Ich bestellte lieber gleich noch zwei, und ich muß sagen, der Mann, dieser russische Polizeimensch, der bares Geld ablehnte, begann mir zu imponieren. Aber man soll auch einen anständigen russischen Polizisten nicht überschätzen. Wie ich später erfuhr, hat er die zurückbleibenden deutschen Frauen auf Grund des guten Renommées, das ihm sein Verhalten mir gegenüber eingetragen, und worüber in deutschen Kreisen natürlich viel gesprochen wurde, weidlich ausgebeutet. Er galt fortan als anständiger Kerl und Deutschenfreund, und jede deutsche Frau, die sich keinen Rat mehr wußte, als der Mann verschickt war, wandte sich zunächst an ihn. Er war die Freundlichkeit selbst, er gab guten Rat, so viel man wollte. Aber er ließ sich jetzt tüchtig dafür bezahlen. Genügt hat jedoch sein Rat niemandem...

Als die drei Flaschen geleert waren, verabschiedeten wir uns von meiner Frau und fuhren samt einem kleinen Handkoffer zur „Reserve“.

Es ging über die Nikolaibrücke, auf die ich

tagsüber so oft gestarrt hatte, tief in die Altstadt hinein auf holprigen, immer schmaleren Wegen.

Der Wagen hielt vor einem unbeleuchteten Hauseingang.

Der Pristav nahm mein Kofferchen in die eine Hand, mich an der anderen und geleitete mich durch einen langen, dunklen Gang. In der Ferne leuchtete eine trübselige Petroleumlampe, unser Ziel. Allerlei, für mich nicht klar erkennbare Gestalten huschten wie auf Strümpfen vorüber.

Eine Tür stand offen. In der Tür lehnten zwei Polizisten. In dem Zimmerchen an der Decke eine trübselige Petroleumlampe.

„So, hier ist es,“ sagte der Pristav und stellte das Kofferchen ab.

Auf Eisenbettstellen, auf dem Boden lagen Menschen, die mich neugierig, aber durchaus nicht freundlich musterten.

„Guten Abend, meine Herren. Hier bringe ich den schon angekündigten Zuwachs.“

Niemand sprach ein Wort.

„Also, Herr Professor, machen Sie es sich auf der Bettstelle dort bequem, die ich für Sie habe reservieren lassen. Und wenn Sie einen Wunsch haben, telephonieren Sie mir. Die Nummer wissen Sie ja.“ Der Pristav drückte mir die Hand und empfahl sich.

„Gute Nacht, meine Herren,“ sagte er zu den dunklen Gestalten ringsum.

Niemand sprach ein Wort.

Ich wollte jemanden anreden, aber sowie ich den Versuch machte, drehte sich der Betreffende auf die andere Seite.

Man schnitt mich. Kein Zweifel, diese Deutschen schnitten mich. Warum? Ich hatte keine Ahnung.

Ich setzte mich auf die Eisenbettstelle, schob das Kofferchen unter den Kopf und streckte mich aus, so gut es gehen wollte.

Einer der Polizisten an der Tür trat ins Zimmer und schraubte die Petroleumlampe kleiner. Dann setzte er sich zu dem anderen Polizisten auf eine Bank vor der Tür. Schweigen. Dunkel! . . .

Wieder unter Deutschen

Am anderen Morgen klärte es sich bald auf, weshalb ich so unfreundlich empfangen worden war.

Ein Deutscher aus Tilsit, der eine Eisenbahn im Kaukasus baute und nun schon seit vier Wochen hier in der „Reserve“ als Kriegsgefangener saß, klärte mich auf. Ich tat ihm in meiner Vereinsamung offenbar leid.

Die anderen Deutschen waren durch gewöhnliche Polizisten hierher gebracht worden, und zwar ohne viel Federlesens. Mich brachte ein leibhaftiger Priester in eigener Person, und noch dazu unterhielt er sich höchst liebenswürdig mit mir. Die anderen waren alle bei Tageslicht eingeliefert worden. Mich brachte man gegen Mitternacht. Auch war mein Kommen vorher angekündigt worden, und man hatte eigens eine Eisenbettstelle für mich reserviert. Dabei kannte mich persönlich kein Mensch. Was Wunder, daß die gefangenen Deutschen in der „Reserve“ zu der Ansicht kamen, ich müsse ein Polizeispitzel sein.

Der Tilsiter hatte nun gleich gemerkt, daß man mir offenbar unrecht tat, und so klärte er mich auf.

Aber auch die anderen merkten bald, daß sie

mich verkannt hatten, und wurden vertraulich. Schon gegen Mittag nahm mich ein Tischlermeister beiseite und warnte mich davor, gegen den Lilsiter gar zu offenherzig zu sein. Er verkehre sehr freundschaftlich mit dem Polizeialtesten, und das sei verdächtig genug. Womöglich sei er ein Spitzel.

Fortan stieß ich immer wieder unter den Deutschen auf dies Mißtrauen, sowie ein neuer unbekannter Deutscher sich mit der Polizei irgendwie auf guten Fuß stellte.

Es war wie eine Krankheit unter ihnen, die einzige Psychose, wenn man so will, die ich als Wirkung alles dessen, was sie durchmachen mußten, immer wieder beobachten konnte...

Lagen die Polizeiräume des 9. Reviers nach der Straße zu, so waren die Räume der „Reserve“ in einem langgestreckten Seitenflügel von ganz orientalischer Art untergebracht. Das Gebäude war einstöckig, die Außenwand ohne Fenster. Fenster besaß nur die Innenwand nach dem Hof zu, und wie überall im Orient, war diesen Fenstern eine Holzgalerie vorgelagert, die im Parterre wie im ersten Stock rings um den ganzen Hof lief.

Das Parterre bestand aus Zellen, welche zurzeit von den Junggesellen unter den Polizisten des 9. Reviers bewohnt wurden. Im ersten Stock

lagen die Wohn- und Lehrräume für die angehenden Polizisten, die eigentliche „Reserve“. In diesen Räumen waren bei Kriegsbeginn die ersten deutschen Zivilkriegsgefangenen untergebracht worden. Bald aber wurden diese Räume für Soldaten, Reserve und Landwehr, nötig, denen der Wachdienst in der Stadt anvertraut war. Die deutschen Kriegsgefangenen wurden aus dem ersten Stock hinausgeworfen und in einem kleinen Raum im Parterre untergebracht.

Die Bude, in der zur Not sechs Menschen menschlich existieren konnten, mußte, als ich eingesperrt wurde, für uns alle reichen, und wir waren siebzehn.

Ein dunkles, feuchtes Loch, in dem nun siebzehn Deutsche ihre Tage und Nächte verbringen mußten.

Im ersten Stock lagen fünfzig Soldaten. Im Parterre in einem Raum siebzehn deutsche Zivilkriegsgefangene. Außerdem hausten im Parterre zusammen mit den Beamten im Bureau des 9. Reviers mindestens dreißig Polizisten. Wir waren also gut hundert Menschen, und diesen hundert Menschen stand zum Waschen ein einziger Wasserhahn zur Verfügung, aus dem aber nur morgens zwischen fünf und sieben Uhr mit einiger Sicherheit ein dünner Strahl Wasser lief. Für die übrige Zeit des Tages war die Leitung

meist gesperrt oder sie funktionierte überhaupt nicht. Für die hundert Menschen standen im Parterre zwei echt persische Klosetts zur Verfügung, die jeder Beschreibung spotten. Und im ersten Stock fünf mehr europäische Klosetts, sogar mit Wasserspülung, die aber ebenfalls bestenfalls morgens von fünf bis sieben funktionierten. Nun war der Herbst des Jahres 1914 in Tiflis auffallend heiß. Es herrschten bis weit in den Oktober hinein wahrhaft tropische Temperaturen. Dazu nehme man noch, daß „Reserve“ wie Polizeirevier von Ungeziefer aller Art, namentlich von Flöhen und Wanzen, wimmelten, und man hat eine kleine Vorstellung davon, unter welchen sanitären und hygienischen Bedingungen wir Deutschen damals leben mußten.

Was waren das nun für Deutsche? Zwei unter ihnen, junge Menschen, einer davon schwindsüchtig, waren aus dem hohen Kaukasus hierher transportiert worden. Sie waren im Kaukasus geboren, unter Tataren groß geworden und noch nie in Deutschland gewesen. Da ihr Vater aber deutscher, schwäbischer Abstammung war, waren die beiden, von Beruf Bienenzüchter, jetzt Verbrecher. Ein dritter war zwar in Deutschland geboren, aber in der Schweiz groß geworden, wo er das Käsemachen gelernt hatte. Seit einer Reihe von Jahren lebte er, den beiden Bienenzü-

züchtern benachbart, im hohen Kaukasus als Käsesalzer.

Dazu gesellten sich noch vier Primaner deutscher Abstammung, siebzehnjährige Jungen, die Russisch miteinander sprachen, wenn es schnell gehen sollte. Russisch fiel ihnen bedeutend leichter. Alle vier waren in Tiflis geboren und noch nie in Deutschland gewesen. Einer von ihnen konnte überhaupt nicht Deutsch, und das kam so: Sein Vater hatte eine Grusinerin geheiratet, was wir gewöhnlich Georgierin nennen. Ein halbes Jahr nach der Geburt des Kindes war der Vater gestorben, und die Mutter hatte sich bald darauf mit einem Grusiner wiederverheiratet. Der Junge hatte also nie mehr ein deutsches Wort gehört.

Dann war hier der schon erwähnte Tischler, ein Mann, der sein halbes Leben im Ausland verbracht hatte und schon während des Burenkrieges englischer Kriegsgefangener in Südafrika gewesen war. Er sprach Deutsch, Englisch, Französisch und Russisch auf seine Weise, das heißt, gleich mangelhaft, war aber ein fixer Kerl von gutem Humor.

Keiner von diesen hatte gedient und keiner von ihnen war militärtauglich.

Ferner gab es unter uns zwei Tischlermeister, Märker von Geburt, die aber schon ein halbes Menschenalter in Tiflis lebten und es hier zu

einer kleinen, einträglichen Möbelfabrik gebracht hatten. Der ältere von den beiden hatte beim 2. Garderegiment zu Fuß in Berlin gedient, war aber jetzt schon 48 Jahre alt. Der jüngere, von 45 Jahren, hatte nicht gedient. Wegen schweren Herzfehlers. Eng mit ihm liiert war ein Breslauer, der Typus eines Kneipwirtes, der in Tiflis möblierte Zimmer vermietete. Er hatte in Breslau gedient, lebte seit vielen Jahren in Tiflis und war schwer leidend. Schweres Asthma, Rheuma, kranke Nieren, kranke Leber, krankes Herz. An dem ganzen Menschen, der wie ein Sechziger aussah, in Wirklichkeit aber erst 47 Jahre zählte, war sozusagen nicht ein gesunder Faden mehr. Den vierten in diesem Bunde gab der Schwager der beiden Tischlermeister ab, ein Mann hugenottischer Abstammung aus Westdeutschland, der das Pech hatte, noch vierzehn Tage bis zu seinem 50. Geburtstag zu zählen, als der Befehl des erlauchten russischen Oberkommandierenden erging, auch alle Deutschen zwischen 45 und 50 Jahren einzufangen.

Unvergesslich ist mir auch noch ein Berliner. Architekt von Beruf, der das Kaukassische Museum in Tiflis mit bauen half. Er erschien immer nur vorübergehend unter uns, um nach wenigen Tagen wieder für einige Zeit auf freien Fuß gesetzt zu werden. Ohne ihn konnte man mit den

Zeichnungen für das neue Museum nicht fertig werden. Immer wieder verlangte man von ihm eine Änderung dieser oder jener Zeichnung. Er sagte, die Arbeit könne er nicht hier, sondern nur in seinem Bureau ausführen, auch nicht in einem Tag, sondern er brauche dazu mindestens sechs Tage. Also ließ man ihn immer wieder für vier, fünf Tage nach Hause, wo er gemächlich seinen anderen Arbeiten nachging, um dann gegen Ende des Termins, wenn die Polizei ihn unbedingt wieder einsperren wollte, in zwei Stunden die gewünschte Zeichnung zu machen. Dann erschien er wieder bei uns, bis nach wenigen Tagen das selbe Spiel sich wiederholte. Er lebte seit zehn Jahren in Rußland, davon fünf in Tiflis, und sprach perfekt Russisch. Gediens hatte er nicht und war militäruntauglich.

Auch zwei deutsche Besitzer eines Kinematographentheaters in Tiflis gesellten sich zu uns. Immer wieder gelang es dem einen Bruder, den andern durch reichliche Spenden für das russische Rote Kreuz, die aber durch die Hände der Polizei gingen und in ihnen zum größten Teil hängen blieben, für ein, zwei Tage frei zu bekommen. Das wiederholte sich einige Male, bis die Brüder einige tausend Rubel los waren, mit weiteren „Zahlungen an das russische Rote Kreuz“ zögerten und dann einfach wieder alle beide eingesperrt wurden.

Dann erwähne ich noch einen Sechszundvierzigjährigen, der aber wie ein hoher Fünfziger aussah. Ein schwächlicher, kränklicher, melancholischer Mann, der eben erst eine schwere Gehirnentzündung hinter sich hatte und an ihren Folgen herumdoctorte. Sein Vater war Ungar gewesen, seine Mutter Französin. Er selbst kannte nicht einmal Wien, geschweige denn Deutschland. Er war in Tiflis geboren und nie aus dem Kaukasus herausgekommen. Er sprach besser Französisch als Deutsch. Nun war er auf einmal ein deutscher Verbrecher geworden.

Der Käsesalzer und ich waren die einzigen unter diesen Deutschen, die nicht perfekt Russisch sprachen. Der Berliner, der Tilsiter, der Märker, der beim 2. Garderegiment gedient hatte, und ich waren die einzigen, denen man nachsagen konnte, daß sie bewußt deutsch fühlten und dachten.

Nun, die russische Behandlung, die man diesen Leuten angedeihen ließ, hat die Folge gehabt, daß sie alle bewußte Deutsche und echte deutsche Patrioten geworden sind. Höchstens bei den beiden Kinodirektoren könnte man in diesem Punkt zweifelhaft sein. Aber bei keinem der andern. Das Deutschtum, dessen sich viele unter ihnen gar nicht mehr bewußt waren, kam unter den Leiden, die sie dafür erdulden mußten, zum Durchbruch und hat sich dann auch in den schwersten Stunden bewährt . . .



Raum war die Sonne heraus, standen wir auf, froh, den Wanzen und Flöhen entronnen zu sein. Wir erhoben uns auch deshalb so früh, um möglichst viel und möglichst alle wenigstens ein bißchen von dem Wasserhahn zum Waschen profitieren zu können. Derweil sorgten die beiden Bienenzüchter und der Käsesalzer für das Frühstück. Gegen eine bestimmte Abgabe erhielten wir aus der Kantine heißes Wasser, womit die drei für uns alle Tee bereiteten. Dazu gab es Brot und Käse vom vorigen Tag. Alles auf unsere Kosten. Die zuerst eingesperrt waren, hatten sich nach und nach, so gut es ging, häuslich eingerichtet. Alle Späteren schlossen sich dann dieser Hausordnung an, wozu vor allem gehörte, daß sich jeder zwei Teegläser, zwei Teller und ein Besteck aus Blech von Polizisten oder Soldaten, die gerade Ausgang hatten, besorgen lassen mußte. Selbstverständlich auf eigene Kosten.

Nach dem Frühstück wurde nach einer bestimmten Ordnung, die Tätigkeit ging reihum, das Zimmer gefehrt und gefegt und namentlich auch der Raum vor dem Zimmer, den die passierenden Polizisten und Soldaten immer wieder versauten. Dann stand man herum und unterhielt sich. Meine Unterhaltung war zunächst besonders begehrt, denn ich hatte ja Nachrichten aus Deutschland. „Es wird Sie

interessieren zu erfahren, daß unsere Dreschmaschine tadellos funktioniert," wurde zum geflügelten Wort bei allen Deutschen.

Gegen 9 Uhr traten im Hof die Polizisten irgendeines der Tifliser Reviere zusammen, um Unterricht im Schießen zu erhalten, den ein Stabsoffizier leitete.

Wir hatten so Gelegenheit, nach und nach die gesamte Tifliser Polizei beaugenscheinigen zu können. Meist sehr übel, sehr roh und ordinär aussehende Kerle. Jeder Polizist durfte nur zwei Kugeln aus seinem Revolver auf die Scheibe abfeuern. Was er dadurch viel lernen konnte, war uns unerfindlich. Regnete es einmal, fiel der Schießunterricht aus. Weil russische Kugeln das Maßwerden nicht vertragen können, wie wir spotteten.

Nach der Schießerei brachte der Stabsoffizier die Polizisten zum ersten Stock, wo er ihnen noch für eine halbe Stunde theoretischen Unterricht im Gebrauch der Waffe gab.

Dann war der Hof wieder leer und blieb leer bis gegen Mittag, wo die Soldaten aus dem ersten Stock hier ihr Mittagsmahl an einigen Holztischen im Freien einzunehmen pflegten.

Endlich erwirkten wir durch die Soldaten die Erlaubnis, uns ebenfalls auf dem Hof bewegen zu dürfen, was die Polizei uns verboten hatte.

Nun konnte man doch wenigstens ein bißchen die Glieder rühren.

Hatten die Soldaten gegessen, holten zwei von ihnen unser Mittagessen, einen fürchterlichen Schlangentraß, für den wir pro Mann fünfzig Pfennig zu bezahlen hatten.

Nach Tisch warteten wir auf den Augenblick, wo wir Besuch empfangen durften. Von zwei bis fünf Uhr.

Aber auch hier bedurfte es wieder des Eingreifens der Soldaten, um uns vor der Polizeiwillkür und ihrem Haß zu schützen.

Als zum Beispiel meine Frau das erstemal kam, wollte die Polizei es durchaus nicht zulassen, daß sie zu mir kam. Meine Frau berief sich auf ihr gutes Recht, aber das half nichts. Zwei rüde Kerle packten sie einfach am Arm und setzten sie auf die Straße. Ich konnte nichts machen, denn mich hielten zwei Polizisten ebenfalls fest, als ich meiner Frau zu Hilfe eilen wollte.

In diesem Augenblick erschien der Zilsiter, der sich ja auskannte, lief sofort in den ersten Stock zum Feldwebel und teilte ihm den Vorgang mit. Der Feldwebel kam wutschnaubend mit einem Unteroffizier und zwei Soldaten die Treppe herunter und fuhr die Polizisten an. Es kam zu einem wahrhaft homerischen Wortgefecht, bei dem die Soldaten aus ihrer Verachtung der Polizei kein Hehl machten.

Dann eilte der Feldwebel an das Telephon, ließ sich mit dem Hotel London verbinden, in dem meine Frau immer noch leben mußte, und bat sie, sofort wieder zurückzukommen. Sie habe das Recht, mich zu besuchen, und er verbürge sich dafür, daß sie ungehindert zu mir gelange.

Er schickte einen Unteroffizier und zwei Soldaten auf die Straße, die auf meine Frau warten mußten und sie dann auch sicher trotz der wutschnaubenden Polizisten zu mir brachten.

Fortan hielten sich immer einige Soldaten zur Besuchszeit auf der Straße auf, um die Besucher sicher zu uns zu bringen. Und wenn die Besuchszeit zu Ende war, geleiteten stets zwei Soldaten meine Frau auf die Straße, denn auf sie hatten die Polizisten es besonders abgesehen.

Diese Stunden von zwei bis fünf waren immer die aufregendsten am Tag. Jeder erfuhr Neuigkeiten aus der Stadt. Die Frauen und Kinder kamen und brachten neue Nachrichten, wie es zu Hause ging. Und einige schmuggelten auch, was die Hauptsache war, in der ersten Zeit die neuen Zeitungen zu uns durch.

Später war das nicht mehr nötig, weil die Soldaten dann für uns die Zeitungen einfach kauften, obwohl es verboten war.

Die schwerste Zeit war immer, wenn uns der Besuch verlassen hatte, denn an die Zeitungs-

lektüre konnten wir erst abends gehen, wenn es dunkel war und die beiden wachhabenden Polizisten entsprechend geschmiert waren.

Wenn Frauen und Kinder uns wieder verließen, — es war deshalb so schwer, weil wir ja nicht wußten, ob wir sie morgen wiedersähen.

Da uns die Polizei nicht mehr viel anhaben konnte, seitdem sich die Soldaten unserer annahmen, rächte sie sich dadurch, daß sie immer wieder behauptete, morgen in aller Frühe würden wir verschickt.

Es dauerte immerhin eine ganze Weile, bis wir das durchschauten. Aber auch als wir das taten, wer bürgte uns dafür, daß sie diesmal nicht recht hatten, mochten sie uns noch so oft angelogen haben?

Wir wurden ja mit Absicht im ungewissen gelassen über unser Schicksal . . .

Wenn es dunkel wird, hocken wir wie die Berschwörer alle zusammen in unserer Bude. An der Tür steht einer Wache, damit wir nicht vom Hauptmann der „Reserve“ überrascht werden, der meist um diese Zeit seine Runde macht. Vor dem Tischlermeister, dem Fünfundvierzigjährigen, liegt die neueste Zeitung. Der ältere Bruder von der Garde hält eine kleine Stearinkerze mit schützender Hand, damit nicht zuviel Licht nach außen dringt. Die beiden Polizisten haben wir mit

einem Rubel fortgeschickt, etwas für das Abendessen zu holen. Sie wissen, je länger sie fortbleiben, um so reichlicher ist das Trinkgeld. Der Tischlermeister liest langsam die Zeitung vor. Er liest russisch, und der Tilsiter übersetzt es auf deutsch.

Es ist ein sehr spannender Augenblick. Zum Gouverneur von Belgien ist Freiherr von der Goltz ernannt worden. Die Deutschen müssen sich in Belgien doch wie zu Hause fühlen, trotzdem die letzten Forts von Lüttich immer noch nicht gefallen sind. Für wie dumm die russischen Zeitungen ihre Leser halten müssen. Belgien hat eine deutsche Verwaltung und Lüttich ist immer noch belgisch, wie reimt sich das zusammen?

Wir kennen ja aber nachgerade russische Zeitungen, und so lesen wir in der Hauptsache zwischen den Zeilen.

„Antwerpen wird belagert,“ ruft der Tischlermeister so laut, daß ihm der energische Bruder für einen Augenblick die Kehle zudrückt, worüber beinahe die Stearinkerze ausgeht. „Mensch, ich schlage dir tot, wenn du noch einmal so schreist!“ droht der frühere Gardist und gibt erst jetzt wieder des Bruders Kehle frei. Der vergißt nämlich bei der aufregenden Lektüre, daß er mit seiner Zeitung nicht zu Hause sitzt als freier Mann, sondern als Gefangener in der „Reserve“.

Der Berliner, der Architekt, der wieder einmal bei uns eine Gastrolle gibt, sagt: „Mir scheint, Antwerpen is schon gefallen. Aufhängen will ich mir lassen, wenn ich nicht recht habe. Die Ingenieure von Krupp mit den 42cm-Brummern haben Antwerpen abmontiert, einfach abmontiert, sage ich Ihnen. Und nun packen sie den Kram zusammen und jehn damit vor Belfort. Dat wird dann auch abmontiert. Sehr einfach. So machen wir das. Bastehste?“

Wir lachen leise. „Abmontieren“, das ist wirklich gut, ein famoser Ausdruck . . .

Die Polizisten nähern sich. Unser Wachposten warnt. Die Stearinkerze erlischt, das Petroleumlämpchen wird entzündet und „Tisch gedeckt“. Es gibt wie immer am Abend Tee, Brot und Käse. Natürlich auf unsere Kosten.

Im ersten Stock sammeln sich die Soldaten. Der Hauptmann ist erschienen. Appell. Dann gemeinsamer Gesang der Liturgie zum Schutze Rußlands und des Zaren.

Der Tag ist vorüber. Jeder sucht seine Lagerstatt auf. Die Petroleumlampe wird herabgeschraubt. Der Berliner sagt laut: „Es wird schon wer'n mit Mutter Born. Mit Mutter Born is noch jeworn.“

Schweigen. Dann erklärt er die Berliner Redensart so: „Mutter Born is Belgien, un

Mutter Bern, dat is Rußland, Frankreich, Eng-
land, je nachdem, wer gerade an der Reihe is."

Oh, wir sind guten Mutes. Wir freuen uns
trotz der Flöhe und Wanzen, die jetzt ihre beste
Zeit haben.

„Es wird schon wer'n
mit Mutter Bern.
Mit Mutter Born
is ooch jewor'n.“

Unter russischen Soldaten

Es werden noch zwei Deutsche in der „Reserve“ abgeliefert. Sie haben eine lange Fußreise hinter sich. In der Nähe von Kars waren sie daheim. Von dort hat man sie zu Fuß unter Polizeibegleitung hierher transportiert. Aber es ist ganz unmöglich, daß diese zwei auch noch in unserem Raum untergebracht werden, in dem man sich sowieso längst nicht mehr rühren kann. Wir revoltieren und stecken uns hinter die Soldaten.

Am Abend erscheint der Hauptmann bei uns und befiehlt dem Eilsiter, dem Ungarn und mir, noch heute abend in den oberen Stock zu den Soldaten überzusiedeln. Die fünfzig Soldaten sind in drei Räumen untergebracht. Der Feldwebel nimmt uns alle drei in sein Zimmer, wo außer ihm noch zwei Unteroffiziere, ein Gefreiter, wie Gefreiter auf russisch heißt, und zwei Gemeine, sowie drei angehende Polizisten untergebracht sind. Wir sind hier also zu zwölf. Es ist sehr eng, aber doch nicht so eng wie unten.

Wir drei Deutschen leben nun wochenlang mitten unter russischen Soldaten, und durch uns werden die Soldaten auch mit den andern Deutschen immer vertrauter. Bald sind wir alle gut Freund

miteinander. Eine friedliche Insel in einem Meer von Wut, Haß und Niedertracht. Dies Meer rührt an uns nur durch die unvermeidlichen Polizisten, durch die Zeitungen und durch die Erlebnisse der Frauen und Kinder, wenn sie nachmittags uns besuchen und berichten, wie die Russen mit ihnen umspringen.

Nichts in der Welt hassen wir mehr als die russische Regierung. Weniges in der Welt haben wir so lieben gelernt als unsere russischen Soldaten, die ja ein Teil des russischen Volkes sind.

Es waren Reservisten und Landwehrmänner, also meist ältere Leute. Erst der Krieg hatte sie unter die Waffen gerufen. Bis dahin gingen sie als friedliche Bauern und Arbeiter ihrem Berufe nach. Manche unter ihnen, Großbauern aus dem Dongebiet, deutschen Kolonisten benachbart, die sie achten gelernt hatten. Das kam uns jetzt zugute. Andere waren Angestellte städtischer Unternehmungen gewesen und dabei auch vielfach immer wieder mit Deutschen in Berührung, gegen die sie nichts einzuwenden hatten. Fast alle Familienväter, die der Krieg in eine schwere wirtschaftliche Lage gebracht hatte. Für gar manchen bedeutete er den wirtschaftlichen Ruin. Wie für gar manchen unter uns. Mit der Zivilbevölkerung kamen sie so gut wie gar nicht in Berührung. Die hier allgemein ver-

breitete Zornsucht gegen die Deutschen konnte diese Soldaten gar nicht anstecken. Ihnen bedeutete der Krieg eine Katastrophe, ein Unglück.

Unter den jüngeren Soldaten gab es selbstverständlich einige, die uns am liebsten vergiftet hätten. Aber sie konnten nur insgeheim grollen und fluchen.

Zwischen den von Soldaten besetzten Räumen der „Reserve“ hatte der Polizeialteste sein Zimmer. Ein widerwärtiger Kerl, der uns am liebsten gefoltert hätte. Aber gegen den Feldwebel, die Unteroffiziere und das Gros der Soldaten, die sich zu uns hielten, war er machtlos. Er mußte das Maul halten, denn er fürchtete sich vor den Soldaten, die ihn sicherlich verprügelt hätten, würde er etwas gegen uns unternommen haben.

Vor dem Zimmer, in dem wir mit dem Feldwebel hausten, standen die fünfzig Gewehre. Glende Vorderlader mit riesigen Ladestöcken. Immerhin, wenn man etwas gegen uns unternommen hätte, wir waren entschlossen, uns dieser Waffen zu bedienen, wenn es hätte sein müssen. Wo mein Bett stand, befand sich der Eingang zur Munitionskammer, aus der jeder Patrouille die Patronen zugezählt wurden. Dieser Eingang bestand aus einer kümmerlichen Holztür. Ein Fußtritt, und wir waren Herren der Munitionskammer.

Die russische Regierung, die uns wie Verbrecher behandelte, gab uns selbst die Möglichkeit, daß wir uns jederzeit in den Besitz russischer Waffen hätten setzen können, um unser Leben so teuer zu verkaufen als nur möglich.

Unser und der Soldaten Hauptfreude ist Misha, ein unendlich gutmütiger, geistig und körperlich zurückgebliebener Jüngling aus einem fernen, östlichen Gouvernement. Eine Seele von einem Menschen, gefällig gegen jedermann und immer fröhlich und freundlich. Nur in der Uniform sieht er unmöglich aus. Sie ist ihm viel zu groß. Zwei Mishas gingen in den Rock, in die Hosen und Stiefel, die er trägt. Sein Kindergemüt weiß gar nichts von Haß und Feindschaft. Er kommt direkt vom Lande, war noch nie in der Stadt. Für sein Kindergemüt sind wir Menschen wie alle anderen, die zur Zeit eingesperrt sind. Deshalb, das versteht er durchaus nicht. Er wäscht die Tische ab und die Kochgeschirre, reinigt die Gänge und Treppen und hat immer etwas zu tun. Rührend ist es, zu beobachten, wie die Kameraden ihn behandeln. Nichts von Spott oder dergleichen.

Als ich das erstemal das Soldatenzimmer verlasse, um auf den Hof zu eilen in die frische Luft, habe ich in der Eile mein Zigarettenetui vergessen. Ich mag nicht wieder zurück, denn

gerade führt der Stabsoffizier die Polizisten nach oben zum theoretischen Unterricht über den Gebrauch der Waffen.

Da erscheint Misha oben am Fenster, winkt mit dem Etui und ruft mir zu: „He, Landsmann, du hast deine Zigaretten vergessen, soll ich sie dir bringen?“

Misha wird zurückgezogen vom Fenster, der Stabsoffizier macht Krach. Ich kann aber von unten nicht verstehen, was eigentlich los ist.

Als der Stabsoffizier mit seinen Polizisten verschwunden ist, kommt der Feldwebel mit Misha zu mir.

„Höre, Misha,“ sagt der Feldwebel, als Misha mir das Etui gibt, „und vergiß es nicht, hörst du, du darfst nicht ‚Landsmann‘ sagen, das will Seine Hochwohlgeboren nicht wieder hören, sonst sperrt er dich ein.“

„Warum darf ich nicht Landsmann sagen, Michael Michelajowitsch?“

„Du darfst nicht, Misha, die Deutschen sind nicht unsere Landsleute.“

Misha überlegt einen Augenblick. „Dann werde ich Onkelchen sagen, Michael Michelajowitsch.“

„Schön, sage Onkelchen, Misha,“ meint der Feldwebel begütigend, und seitdem ruft Misha mich und die anderen Deutschen „Onkelchen“.

Aber warum er nicht ‚Landsmann‘ sagen darf, und warum Seine Hochwohlgeboren darüber so wütend war, das versteht die unschuldige Seele nicht . . .

Ein Sonntagmorgen. Der Polizeialteste stürzt zu uns ins Zimmer mit triumphierendem Gesicht. „Przemysl ist gefallen!“ Er weidet sich an unseren Gesichtern. Den Soldaten ist diese Schadenfreude des Polizeialtesten gar nicht angenehm. Sie starren ihn finster an.

Ein Unteroffizier sagt: „Warum soll es nicht fallen? Einmal muß es doch fallen. So etwas Großartiges ist es nicht.“

Der Polizeialteste wird wütend. Die ganze Stadt sei geflaggt. Es sei ein Sieg so groß wie bei Lemberg und mit Osterreich ist es nun ganz aus. Jetzt geht es den Preußen ans Leder.

Er drückt sich, um die Botschaft weiter zu tragen.

Den ganzen Sonntag lag es auf uns wie ein schwerer Druck. Wir vermeiden es, mit den Soldaten zu reden.

Am andern Morgen in aller Frühe ungewöhnliches Leben auf dem Hof. Immer mehr Kerle sammeln sich da. Einer sieht schmieriger aus als der andere. Tataren, Armenier, Russen.

Unsere Primaner wissen Bescheid. Es sind die Dworniks, die Hausverwalter von ganz Tiflis, die hier zusammengerufen werden. Sie stecken die Köpfe zusammen mit ängstlichen Gesichtern.

Ein höherer Stabsoffizier erscheint, und nun hagelt ein Kreuzdonnerwetter nach dem andern auf die geduckten Köpfe der Dworniks.

Die perfekten Russen unter uns Deutschen grinsen immer wohlgefälliger und dann werfen sie sich auf die Betten, damit ihr Lachen nicht hörbar wird.

Przemysl ist gar nicht gefallen. Die Hausmeister haben auf ein leeres Gerücht hin, ohne beim Stabe anzufragen, einfach die Flaggen ausgehängt, und ganz Lisslis hat so etwas voreilig den Fall der feindlichen Festung gefeiert. Nun droht der Stabsoffizier den Dworniks schwere Gefängnisstrafen an, wenn sie es sich noch einmal einfallen lassen, ohne Spezialerlaubnis vom Stab die Fahnen auszuhängen. Wie die begoffenen Pudel ziehen sie ab . . .

Kein anderer Name wird in Rußland zurzeit so viel genannt wie der des Deutschen Kaisers. Fast immer voller Haß, nicht selten aber auch mit einer Beimischung von Furcht. Alles, was die Russen gegen uns auf dem Herzen haben, faßt sich immer ausschließlicher in dem einen Namen ‚Wilhelm‘ zusammen.

Draußen vor unserem Soldatenzimmer Instruktionsstunde des Stabsoffiziers an die Polizisten. Gegen einen ist er besonders geladen. Wieder macht er einen Fehler und wütend brüllt

ihn der Stabssoffizier an: „Den Bart kannst du tragen wie Wilhelm, aber schießen kannst du nicht, du Hund! Ich sperre dich ein, wenn du morgen den Bart noch hast!“ . . .

Wir werden wieder einmal protokolliert. Ich weiß nicht mehr, zum wievielten Male. Diesmal durch den Vorsteher der ‚Reserve‘ in eigener Person, einen Mann mit Hauptmannsrang. Unser Kamerad von der Garde tritt vor.

Der Hauptmann: „Wie heißen Sie?“

Unser Gardist: „Wilhelm R.“

Der Hauptmann fährt zurück wie von der Tarantel gestochen.

„Wie heißen Sie?“ Er glaubt nicht recht gehört zu haben.

Unser Gardist: „Wilhelm R.“

Der Hauptmann zögert immer noch, diesen fürchterlichen Namen auf das Papier zu schreiben. Er sucht nach einem Ausweg. Da im Russischen bekanntlich zum eigenen Vornamen der Vorname des Vaters hinzugesetzt wird und man jeden Menschen dann auch so ruft ohne den Familiennamen, der in Rußland eine untergeordnete Rolle spielt, fragt der Hauptmann nach dem Vornamen des Vaters unseres Gardisten. Er denkt sich offenbar: ich werde nur diesen Namen hinschreiben.

Prompt antwortet der Gardist: „Er heißt auch Wilhelm R.“

Der Hauptmann wird ganz rot vor Verzerrung. Nun muß er also den fürchterlichen Namen gar zweimal schreiben. Was nützt das alles. Er tut seine Pflicht und schreibt den Namen nieder, indem er zu dem Gardisten in schwerem Ernst sagt: „Ein gefährlicher Name. Sie sollten sich einen anderen Namen suchen . . .“

Wieder einmal Besuchsstunde. Ein Tatare aus dem hohen Kaukasus hat die weite und beschwerliche Reise gemacht, um seine eingesperrten Freunde, die beiden Bienenzüchter und den Käsesalzer, zu besuchen. Der Tatare sieht sich mit seinem unbeweglichen Gesicht alles genau an, die Lokalitäten, die Menschen, dann ganz besonders mich und läßt mir durch die Bienenzüchter sagen, am Abend, wenn es dunkel geworden, werde mich jemand besuchen, der Wichtiges mit mir zu sprechen habe. Er werde nicht durch die Tür der Polizeistation kommen, sondern durch das Hoftor dort, das offen bleiben werde.

Es ist dunkel. Ich lehne im Hof an einem Baum, so daß man mich von oben her nicht so leicht sieht. Die Soldaten werden sowieso nichts sagen. Aber dem Polizeiältesten ist nicht zu trauen. Der Tilsiter hat sich anheischig gemacht, ihn zu beschäftigen.

Vorsichtig kommt eine dunkle Gestalt durch das Hoftor. Ich räuspere mich. Der Mann tritt

zu mir an den Baum, wo wir beide kaum sichtbar sind. Es ist ein grusinischer Fürst. Wir kennen uns seit vielen Jahren. Er spricht leidlich Französisch. Es handelt sich um folgendes: Er und einige Kameraden wollen mit all ihren Leuten den Deutschen zu Hilfe kommen. Er glaubt, sie werden rund 40 000 Mann sein. Ich soll ihnen nun sagen, wie sie das am besten machen.

Es war weder ungefährlich für ihn noch für mich, daß er hierher kam. Es mußte ihm also ernst sein, und ich nahm es auch ernst, so naiv sein Unterfangen auch war. Wie sollten sie aber aus dem Kaukasus ungefährdet nach Polen kommen? Das war einfach unmöglich. Ich mußte ihm das klar machen, so leid es mir auch tat. Und ich hatte nur den einen Trost für ihn: er und die Seinen sollten warten, bis die Türken ins Land kämen, dann gäbe es für sie zu tun. Das war ihm ein kleiner Trost. Nur begriff er genau so wenig wie ich, warum die Türken immer noch zögerten? . . . Der Mann schlich sich wieder fort. Es war ein sehr charakteristisches Erlebnis, das mir wieder einmal zeigte, was ich ja schon wußte, wie die Grusiner, dieser schönste Menschenschlag des Kaukasus, schon aus wohl begründetem Russenhaß für die Deutschen Partei ergriffen. Aber auch der äußere Anstoß zu diesem Entschluß meines grusinischen Bekannten und

seiner Freunde war bezeichnend genug. Als ich noch im Hotel saß, machte sich dort ein alter russischer General von ausgesprochen chinesischem Typus wichtig, ein echter miles gloriosus und Bramarbas. Er unterhielt sich viel und gern mit meiner Frau, die ihm als Amerikanerin galt und nicht als Deutsche. Wir hatten keinen Grund, ihn eines anderen zu belehren, denn seine Offenerzigkeiten gegen meine Frau waren mir interessant genug. Er hatte nämlich vom Generalkommando den Auftrag, die kaukasischen Bergvölker gegen die Deutschen mobil zu machen. In normalen Zeiten sind sie zum größten Teil überaus kühne und gefürchtete Räuber, die der russischen Regierung viel zu schaffen machen. Diese Räuberhorden wollte man nun in Polen gegen die Deutschen und Österreicher verwenden. Die Agitation dafür lag unserem Bramarbas ob, und sie hat offenbar eine grusinische Gegenagitation zur Folge gehabt.

Der Bramarbas konnte denn auch dem Generalkommando melden, daß 60 000 Männer aus den kaukasischen Bergen bereit wären. Es wurde eigens ein Großfürst nach Tiflis bemüht, die Parade darüber abzunehmen und sie an die Front zu bringen. Das war kein Geheimnis, sondern es stand in den Kaukasusblättern zu lesen. Dann aber wurde es plötzlich still davon. Wie ein Stabs-

offizier in der Besoffenheit öffentlich erzählte, so daß wir es natürlich auch erfuhren, weil aus den 60 000 Mann mit eins 6000 geworden waren, und von diesen 6000 noch die Hälfte, als es zur Bahn gehen sollte, ausriß, so daß der Großfürst mit ganzen 3000 Mannekens aus Tiflis herauskam, eine Blamage, über die ganz Tiflis mit Ausnahme der Russen weidlich gelacht hat . . .

Der Polizeialteste läßt uns an einem Sonnabend zusammenrufen, um uns mitzuteilen, daß wir am Montag verschickt würden. Er weiß aber angeblich immer noch nicht, wohin. Der Feldwebel erlaubt mir, sofort meiner Frau zu telefonieren. Ich bitte sie, auch einige andere Frauen zu benachrichtigen, damit sie Einkäufe für uns machen. Die Reise kann lange dauern und wir kommen in Winterkälte. Wir müssen für warme Kleider sorgen und für Nahrungsmittel, denn unterwegs wird schwerlich etwas zu haben sein. Auch Kopfkissen und Matratzen sind nötig, denn unserer wartet weder auf der Reise noch in Sibirien Sammet und Seide. Da man Sonntag nicht einkaufen kann und wir womöglich schon Montag in der Frühe fort müssen, bleibt für die Einkäufe also nur dieser Sonnabend, und zwar nur der Vormittag bis zwei Uhr, denn dann wollen die Frauen doch erst recht noch mit uns zusammen sein. Wer weiß,

für wie lange die meisten ihre Männer und Söhne nicht wiedersehen.

Ich habe es darin besser als die meisten anderen. Ich habe ja kein Geschäft in Tiflis. Die meisten sind Geschäftsleute und müssen ihre Frauen zunächst hier lassen, um das Geschäft zu liquidieren oder zu verkaufen oder bis nach dem Krieg irgendwie zu versorgen. Erst, wenn das erledigt ist, können die Frauen mit den Kindern vielleicht nach Sibirien nachkommen. Mein Gesuch an die Regierung, dem Gesetz über die Verschiedten gemäß zu erlauben, daß meine Frau mitreißt, ist derweil genehmigt worden. Wir werden also zusammen bleiben. Die armen anderen Frauen! Am Nachmittag kommen die Frauen mit ihren Einkäufen für uns. Je fünf zusammen werden einen gemeinsamen Korb haben mit Tee, Zucker, Brot und Dauerwurst. Jeder bekommt auch eine Decke und eine Matratze.

Das ist ein aufregender und angreifender Nachmittag. Manche Frauen sind durch all die Wochen voller Unruhe und Sorgen nervös geworden, haben sich nicht mehr so in der Gewalt wie früher und müssen weinen und jammern. Unsere Soldaten reißen einfach aus. Sie sind so weich gestimmt und mitleidig, sie müßten sonst auch losheulen, wie sie versichern, und man sieht ihnen an, daß sie nicht lügen. Nur der

Polizeiälteste spaziert zwischen uns umher und ist guter Laune.

Es ist längst fünf Uhr vorbei. Die Frauen müßten längst wieder fort sein. Die Polizei macht Skandal und will die Frauen vertreiben. Da kommt sie aber schlecht an. Die Soldaten werfen sie einfach aus der ‚Reserve‘. Wir sind ‚ihre‘ Gefangenen, um die sich die Polizei nicht zu kümmern hat.

Es wird dunkel und die Soldaten werden unruhig, daß die Frauen immer noch da sind. Sie verstehen das sehr gut, sie würden es nicht anders machen. Aber wenn der Hauptmann kommt und die Frauen sieht, gibt es Unannehmlichkeiten. Der Eilsiter, ein Junggeselle und ich reden unseren Kameraden zu. Die Frauen entfernen sich.

Jeder sucht sein Lager auf und brütet vor sich hin. Der diensttuende Unteroffizier löscht diesmal die Petroleumlampe ganz aus, was er eigentlich nicht darf. Wir sind doch Verbrecher und müssen überwacht werden. Es darf auch nachts nicht völlig dunkel sein. Aber er denkt sich: ach was, sie werden uns schon keine Unannehmlichkeiten bereiten und jetzt noch auszurücken versuchen. In der Finsternis sieht wenigstens keiner den anderen und das ist für diese Nacht am besten.

Am anderen Morgen ruft uns der Polizeiälteste wieder zusammen, um uns mitzuteilen,

wir würden morgen noch nicht verschickt, er habe sich geirrt. Wie die Schadenfreude aus seinen Augen funkelt. Polizistenrache dafür, daß er uns sonst nichts anhaben kann! . . .

Es ist überhaupt eine unsagbar verächtliche Gesellschaft, diese Polizisten des 9. Tifliser Polizeireviers. Tag für Tag müssen wir das erleben.

Am Ende des Hofes befindet sich auch das Arrestlokal für diesen Bezirk. Dem Äußeren nach ein halb zerfallener, aber viel zu groß geratener Schweinestall mit zwei Kammern mit vergitterten Fenstern. In der einen befindet sich wenigstens eine Holzpritsche, wenn sie auch halbverfault ist. In der anderen nur nackte Wände und feuchter Steinboden. Zwei feuchte, dunkle Löcher.

Hier wird zunächst einmal alles, was sich bei einem Polizisten irgendwie mißliebig macht, eingesperrt. Kinder, die betteln, Weiber, die sich betrunken haben, Männer die sich von einem Polizisten, der sie ausfaugt, nicht alles gefallen lassen wollen. Auch eine Menge völlig unschuldiger Menschen, junger und alter, auf die irgend ein Polizist wütend ist. Meist, weil sie ihn nicht hinreichend schmieren.

Wie oft haben wir es erlebt, daß die Soldaten im ersten Stock die fromme Liturgie für den Zaren sangen, während von unten das Jammer-

geschrei der Verprügelten dazwischen klang. Eine echt russische Harmonie.

Und furchtbar ist der Anblick der Arretierten, wenn sie dann wieder entlassen werden. Berquollene, blutrünstige Gesichter, krumm und lahm geprügelt an Armen und Beinen, Frauen, bucklige Kinder, Greise, ganz gleich, niemand kommt aus dem Loch heraus, ohne so zugerichtet zu sein. Nur an Mohammedaner wagen sich die Feiglinge nicht. Sie wissen, daß andere Mohammedaner blutige Rache für jede Mißhandlung eines Glaubensgenossen nehmen würden...

Jetzt scheint es aber doch ernst zu werden mit der ‚Verschickung‘. Der Hauptmann ruft uns zusammen und eröffnet: Es sei uns gestattet, auf eigene Kosten die Reise nach Sibirien in einem Wagen dritter Klasse, der bis an unseren Bestimmungsort durchgehe, anzutreten. Sollte aber einer nicht gewillt sein, die Reise auf eigene Kosten zu machen, so werde er per Etappe verschickt.

Was das hieß, wußten wir. Das hieß, daß wir dann mit gemeinen Verbrechern zusammen durch alle Stappengefängnisse und Zuchthäuser Rußlands geschleift wurden. Die Alternative war also derart, daß jeder, ob er wollte oder nicht, ob er konnte oder nicht, sich bereit erklärte, auf eigene Kosten zu fahren. Nur zwei unter uns

weigerten sich, voll gerechter Empörung über eine solche Zumutung. Sie wurden sofort von Polizisten in die Mitte genommen und nach dem Zuchthaus abgeführt.

Wir anderen verpflichteten uns schriftlich, die Kosten zu tragen, und mußten pro Mann zehn Rubel beim Hauptmann hinterlegen.

Darauf eröffnete uns der Hauptmann weiter, wir müßten auch die Kosten der Reise und die Unterhaltungskosten während der Reise von Tiflis bis zu unserem Bestimmungsort, der aber nicht genannt wurde, und zurück für die Bewachungsmannschaft zahlen. Die Zahl der Polizisten und Soldaten, die uns auf der Reise zu bewachen haben würde, wurde uns auch nicht mitgeteilt. Es konnten zwei, es konnten auch zwanzig Mann sein. Der große russische Staat entblödete sich also nicht, zum größten Teil armen Leuten, nur weil sie Deutsche waren, so viel Geld als nur irgend möglich abzupressen. Die Sache wurde immer grotesker. Aber da wir einmal A gesagt hatten, sagten wir auch B und machten gute Miene zum bösen Spiel. Wir bezahlten nochmals zehn Rubel pro Mann für unsere Bewachung.

Trotzdem erfuhren wir nicht, wann die Reise vor sich gehen sollte, auch nicht, wohin sie gehen sollte. Nachdem der Staat sein Geld einkassiert hatte, wurde er uns gegenüber wieder stumm.

Die Soldaten sahen uns scheu von der Seite an. Sie schämten sich wieder einmal ihres Staates. Ob wir wohl noch mit ihnen sprechen würden? Was konnten die armen Kerle dazu.

Der Zufall fügte es, daß sich an diesem Tage noch folgendes zutrug. Wir hatten längst gemerkt, wie sehr die Soldaten nach Musik begehrt. Sie hatten ein gar zu faules und bequemes Leben. Wenn man nur ein bißchen Musik machen und tanzen könnte! Wir hatten also untereinander gesammelt, um den braven Soldaten eine kleine Freude zu bereiten, und sie hatten eine Eingabe an den Gouverneur gerichtet, ob sie sich von diesem deutschen Gelde einige Musikinstrumente anschaffen dürften. Der Gouverneur, der ekelhafte Deutschenfresser, hatte die Genehmigung erteilt, um die Soldaten bei guter Laune zu erhalten, und einige waren in die Stadt gegangen, um die Instrumente zu kaufen, nachdem sie uns versprochen, die Einkäufe nur in deutschen Geschäften zu machen, was sie denn auch redlich durchführten.

Gerade als der Hauptmann unser Geld eingekassiert hatte, kamen die Einkäufer zurück und erfuhren natürlich, was vorgefallen war. Was nun? Sie machten lange Gesichter. Hätten sie das gewußt, hätten sie unser Geschenk natürlich nicht angenommen. Und wenn man sich so

gegen uns benahm, konnten sie unmöglich noch Musik dazu machen.

Der Tilsiter und ich lösten ihren Gewissenskonflikt, indem wir sie einfach darum baten, zu spielen und zu tanzen, denn das täte uns auch gut.

Als der Hauptmann glücklich fort war, wurde es denn auch sehr lustig. Man sang und spielte und tanzte und wir sahen zu. Und am Abend ließ der diensttuende Unteroffizier alle Leute antreten, und ehe wir uns dessen versahen, brachten diese russischen Soldaten ein dreimaliges Hurra auf uns deutsche Kriegsgefangene aus.

Aber wir hatten mit diesen selben Soldaten auch ein mir unvergeßliches Erlebnis ganz anderer Art.

Der Schnapsverkauf war seit Kriegsbeginn in ganz Rußland verboten. Nur die Hotels erster Gilde machten eine Ausnahme. Wenigstens in Tiflis. In den russischen Blättern wurde das als eine heroische und moralische Tat ersten Ranges gepriesen, die dem größten Sieg über die Deutschen nicht nachstehe. Wer Rußland auch nur ein wenig kennt, ist geneigt, in diesem Falle der russischen Presse einmal recht zu geben. Nur munkelten Skeptiker gleich, das Schnapsverbot habe gar nichts mit der Moral zu tun, sondern mit der Furcht vor militärischen Ausschreitungen. Gleich in den ersten Tagen hätten betrunkene

Soldaten ihre Offiziere überfallen, verprügelt und gar manchen totgeschlagen und erschossen. Daher die Abstinenz.

Als nun der Krieg ungefähr zwei Monate alt war und das russische Staatsbudget unter dem Ausfall der Schnapseeinnahmen immer jämmerlicher dreinsah, entschloß sich die Regierung, es wieder einmal für einen Tag mit dem Schnapsauschank zu probieren.

Gegen Abend kam eine ganze Reihe unserer Soldaten in einer ganz unglaublichen Verfassung in die ‚Reserve‘ zurück. Sie waren schwer betrunken, laut, johlten und zeigten sich jedem Krakeel geneigt. Der Feldwebel trat ihnen entgegen, aber die Stimmung gegen ihn wurde so gefährlich, daß er es vorzog, zu verduften. Seine Uniform wirkte jetzt auf die Leute wie das rote Tuch auf den Stier. Sie hätten ihn jämmerlich verprügelt, wäre er ihnen nicht aus den Augen gegangen. Es herrschte in den Betrunknen eine so helle Wut gegen alles Militärische, dem allein sie die Schuld gaben, daß sie hier herumfaulenzern mußten, um sich am Ende doch noch in Polen totschlagen zu lassen, daß einfach nichts dagegen zu machen war. Endlich gelang es uns Deutschen, uns Uniformlosen, die meisten wenigstens so weit zu beruhigen, daß wir sie zu Bett bringen konnten. Jeden Augenblick konnte der Hauptmann

zum Abendappell erscheinen, und wenn die Kraskeeler dann noch auf den Beinen waren, war der Skandal unvermeidlich.

Der Hauptmann erscheint und läßt die Soldaten wie immer zum Appell antreten. Namensaufruf. Eine ganze Anzahl fehlt und wird vom Feldwebel als krank gemeldet. Der Hauptmann weiß wohl schon, was los ist.

Da erscheint eine schwankende Gestalt in Uniform aus der einen Soldatenstube und torkelt langsam, aber sicher auf den Hauptmann zu. Es ist zu spät, den Mann wieder beiseite zu schaffen. Er tritt dicht vor den Hauptmann hin und sagt: „Schlagen Sie mich doch, Ew. Hochwohlgeboren!“ Der Hauptmann stellt sich taub und wendet sich zum Feldwebel. Wir stehen an unserer Zimmertür und sehen, beide werden blaß. Der Kraskeeler gibt keine Ruhe und drängt wieder in den Hauptmann und brüllt diesmal so laut er kann: „Schlagen Sie mich doch, Ew. Hochwohlgeboren!“ Und nun kommen noch mehr Betrunkene aus den Stuben und dringen mit drohenden Gebärden auf den Hauptmann ein.

Er retiriert im Nu in sein Bureau, schließt die Tür ab und läßt den Vorhang herunter. Sie hätten ihn niedergeschlagen, wäre er geblieben.

Am anderen Morgen erscheint er ungewöhnlich früh, läßt die ganze Gesellschaft vor seinem

Bureau im Gang antreten, hält ihnen eine lange Pause und diktiert dem Hauptkrateeler fünf Tage Arrest zu.

Lautes Murren, drohende Haltung aller Soldaten, aller, obgleich sie alle wieder nüchtern sind.

Der Hauptmann retiriert wieder in sein Bureau. Die Unteroffiziere und der Feldwebel verhandeln zwischen den Soldaten und dem Hauptmann.

Aber die Soldaten bestehen darauf: „Er muß das zurücknehmen. Wir dulden nicht, daß ein Kamerad wegen gestern bestraft wird. Sonst!“

Und der Hauptmann nimmt die Strafe zurück und macht, daß er fortkommt.

Auf der Treppe, die vom ersten Stock zu den Parterreräumen und damit zum Hofe führt, macht der Tilsiter, der voranmarschiert, plötzlich halt und weist mit einem diabolischen Grinsen zur Wand. Da steht, wie überall in Räumen, wo Militär untergebracht ist, in riesigen russischen Lettern auf einer großen Tafel weithin zu lesen: „Über alles die Disziplin!“

Verschickt

Nun geht es schon in die vierte Woche, daß wir in der „Reserve“ eingesperrt sind. Zu neunzehnt befinden wir uns hier in den erbärmlichsten hygienischen Verhältnissen. Das hält man einfach nicht mehr länger aus. Jeder russische Zuchthausler hat ein Unrecht darauf, einmal im Monat ein Bad zu nehmen, wie die Soldaten uns erklären. Wir verlangen jetzt energisch dasselbe.

Da wir nun wirklich am nächsten Montag verschickt werden sollen, erlaubt man uns endlich, in dieser letzten Woche, jedesmal drei Mann hoch, ein Bad aufzusuchen. Natürlich unter polizeilicher Bedeckung.

Der Tilsiter, der eine Kinodirektor und ich wählen eins der berühmten Schwefelbäder im mohammedanischen Viertel. Erstens ist das weit fort, so daß wir wieder einmal für eine Stunde frische Luft schöpfen können. Und zweitens machte ich gerade in ein Schwefelbad, weil sich diese Bäder alle in persischen Händen befinden. Ich möchte erfahren, wie eigentlich die Perser über diesen Krieg denken.

So wandern wir denn los. Die Polizisten in größerer Entfernung hinter uns, damit nicht jeder mann auf der Straße sofort sieht, wer wir sind.

Wie merkwürdig das ist, wieder einmal auf einer Straße zu gehen, sich wieder einmal unter Menschen zu bewegen, die keine Leidensgenossen sind. Wie herrlich die Luft ist. Man möchte sich alles vom Leibe reißen, so übel duften unsere Kleider in dieser frischen, herrlichen Luft. Wir haben zwar alle drei ein Päckchen mit reiner Wäsche unter dem Arm, aber diese Sachen ziehen wir natürlich erst nach dem Bad an.

Ein Durchblick durch eine Gasse auf die Kura. Da liegt ja auch das Hotel London. Es gibt dort längst keinen Gast mehr. Alle Zimmer sind von Unteroffizieren besetzt, die aus Galizien kommen und nun in sechs Wochen zu Offizieren gepreßt werden sollen. Es sind rohe, besoffene Kerle, vor denen die Frauen sich haben in die Kellerwohnung zurückziehen müssen. Die Lage für die Frauen in dem Hotel wird immer unmöglicher.

Wir kommen in das Tatarenviertel. Die Perser sehen uns kommen und stecken die Köpfe zusammen. Mit uns zu sprechen wagen sie der Polizisten wegen nicht. Aber sie grüßen uns, und zwar mit besonderer Ehrerbietung.

Es beginnt nach faulen Eiern zu riechen. Wir nähern uns den Schwefelquellen. Als reißende Bäche ergießen sie sich von den Hügeln der Kura zu.

Das Bad, das wir wählen, ist das größte und

beste. Vor ihm stehen Bänke, auf denen die Polizisten auf uns warten mögen. Erst wollen sie nicht, aber ein Wink mit dem Trinkgeld veranlaßt, daß sie uns allein in das Innere lassen.

Wir wählen den besten Raum. Alles ist mit Mosaik belegt, und nebenan ergießt sich das heiße Schwefelwasser in dicken Strömen.

Der Masseur erscheint, ein herkulischer Perser, ein prachtvoll gewachsener Kerl. Er trägt nur ein Lendentuch.

Wir entkleiden uns und — schämen uns. Daran hatten wir gar nicht gedacht. Wie wir aussehen! Von oben bis unten von Wanzen und Flöhen zerstochen. Einfach scheußlich.

Dem Perser entschlüpft ein leiser Ausruf erstaunten Mitleids, und er weiß sofort, daß wir Gefangene sind.

Mit besonderer Zartheit nimmt er jeden von uns in Behandlung. Und man schämt sich wieder. Daß ein Mensch so schmutzig werden kann, wer hätte das gedacht. Aber es dauert gar nicht lange, und wir sehen alle drei aus wie die neugeborenen Lämmlein. Jeder schlüpft in ein Leinentuch, und wir legen uns nieder. Ist das eine Wohltat.

Noch zwei andere Perser erscheinen bei uns, und wir unterhalten uns. Das ganze männliche Personal des großen Bades, lauter Perser, steht

bald an unserer Tür, lauscht der Unterhaltung und gibt hier und da ein Wort dazu.

Rußland ist ein Land ohne Gott. Wäre es das nicht, so würde es nicht mit Deutschland kriegeln. Das große Rußland, das so viel Platz hat, mehr als es braucht, wozu führt es Krieg mit dem kleinen Deutschland? Das kann nur ein Volk ohne Gott über sich bringen. Und schon deshalb wird Gott es strafen. Die Perser sind unsere Kameraden. Was uns geschieht, ist, als ob es ihnen selbst geschähe. Aber wir sollen nur ganz ruhig sein und die Geduld nicht verlieren. Es wird der Augenblick kommen, bald kommt er, wo sie uns rächen. Alle Mohammedaner werden aufstehen und mit uns kämpfen gegen die Russen . . .

Wir ziehen behaglich unsere reine Wäsche an. Hätte man nur auch reine Kleider! Aber die haben wir nicht.

Die Perser begleiten uns bis zum Ausgang und trösten und ermuntern uns. Sie behandeln uns in der Tat wie Leidensgenossen und Kameraden.

Wir verabschieden uns, und wieder diese besonders ehrerbietigen Gesten der Perser. Sonst grüßt er so nur die Priester. Wir sind ihnen wie Märtyrer des eigenen Volks.

Wieder wandern wir durch die Straße. Aber

es ist jetzt kein Vergnügen mehr. Es geht ja wieder der „Reserve“ zu. Wir sind niedergeschlagen. Nun hat man ein wenig davon geschmeckt, was Freiheit ist . . . Man hätte besser darauf verzichtet. Um so bitterer wird jetzt die Gefangenschaft schmecken.

Unsere Frauen erscheinen nachmittags mit begeisterten Gesichtern. Gestern nachmittag sind 250 Deutsche abtransportiert worden nach Sibirien. Mit 80 Soldaten als Bewachung zogen sie durch die Stadt. Ganz Tiflis war auf den Beinen, um den Zug zu sehen. Und plötzlich, wie auf Kommando, aber ohne daß einer irgend etwas hatte zu sagen brauchen, fallen die 250 Deutschen in preußischen Paradeschritt. So geht es in gleichem Schritt und Tritt durch die Straßen, daß ganz Tiflis dröhnt und den Zuschauern eine Gänsehaut über den Rücken läuft. So marschirt nicht einmal die russische Garde. Den Teufel haben diese Njemez im Leibe, daß sie das zuwege bringen. Es ist rein zum Fürchten. Diese Demonstration deutscher Beine auf russischem Pflaster ist die Sensation des Tages.

Der Hauptmann erscheint und bestimmt, daß ein Unteroffizier und ein Gefreiter uns zusammen mit einem Polizeioffizier nach dem Ural zu begleiten haben. Er nennt die Namen der beiden und macht sich aus dem Staub. Er

weiß, jeder würde am liebsten mit uns fahren, und nun würden die Soldaten, die nicht mit durften, zum größten Teil wütend auf ihn sein und schimpfen.

So ist es denn auch, kaum hat er den Rücken gekehrt. Der Unteroffizier, den der Hauptmann wählte, gehört zu den wenigen Soldaten, die uns nicht wohl wollen. Das empört sie besonders. Das dulden sie nicht. Man bestürmt den Unteroffizier, er solle freiwillig zurücktreten und einen anderen mit uns gehen lassen. Der Unteroffizier lacht höhnisch. O nein, er geht mit, Seine Hochwohlgeboren hat das so bestimmt, „über alles die Disziplin“. Beim Abendappell spricht eine Gruppe unter Führung des Feldwebels mit dem Hauptmann, er solle einen anderen Unteroffizier schicken. Er will nicht. Er hat wohl mit Absicht diesen ausgewählt. Aber die Soldaten murren und lassen nicht locker. Da bestimmt der Hauptmann, daß zwischen dem von ihm genannten Unteroffizier und einem anderen, für den unsere Freunde eintreten, das Los entscheiden soll. Wahrhaftig: Über alles die Disziplin! Unsere Freunde sind einverstanden und grinsen. Sie werden es schon so einrichten, daß ihr Mann mitkommt und nicht der andere. Das mit den Losen werden sie schon richtig machen. Das Los wird gezogen

und entscheidet natürlich zugunsten des uns befreundeten Unteroffiziers.

Am Sonnabend Nachmittag erscheinen unsere Frauen mit bleichen, entsetzten Mienen. Gestern sind aus dem Zuchthaus 23 Deutsche abtransportiert worden. Ihnen voraus marschierten 80 Schwerverbrecher in Ketten. Dann folgten die Deutschen, je zwei und zwei mit den Händen aneinander gefesselt, und in der freien Hand einen Teekessel. So mußten sie durch die ganze Stadt zum Bahnhof. Darunter bis dahin in Tiflis hochangesehene Männer, über deren Loyalität nirgends ein Zweifel bestehen konnte. Nichts durften sie mitnehmen. Kein Geld, keine warmen Sachen. So wie sie seinerzeit aufgegriffen waren, auf der Straße oder im Restaurant, so mußten sie jetzt, zu gemeinen Verbrechern gestempelt, mit gemeinen Verbrechern in demselben Transport an die Bahn, um nach Sibirien verschickt zu werden. Aus 30 Grad Wärme in 20 Grad Kälte. Es war empörend . . .

Sonntagnachmittag. Für viele unter uns die letzte Gelegenheit, um noch einmal ungestört mit Weib und Kind für einige Stunden beisammen zu sein. Da saß ein Häuflein Menschen, Mann und Frau und Kinder und Verwandte, dicht beieinander auf der Treppe. Dort ein Häuflein im Hof bei dem Arrestlokal. Dort

eins in einer Gangecke. Da war eine Witwe, deren einziger Sohn, siebzehnjährig, morgen mit fort mußte, ein Primaner, der die Witwe durch Stundengeben mit ernährt hatte, ein prächtiger Junge. Wie sollte das nun werden mit der alten Frau ohne den Sohn? . . . Da erschien ein armenischer Notar, denn die Gelegenheit war günstig, noch einige Geschäftchen zu machen. Er beredete die Männer, ihr Testament zu machen, letztwillige Verfügungen zu treffen . . . Er machte glänzende Geschäfte . . .

Es wird Abend. Wie schwer ist es, sich voneinander zu trennen. Vielleicht sieht man sich überhaupt nicht wieder. In Rußland ist alles möglich.

Montagsmorgen. Die Reise wird am Abend angetreten, wie wir jetzt erst erfahren. Wir packen unseren Kram zusammen. Die Eßkörbe sind ja schon seit acht Tagen in Ordnung, wo der Polizeiälteste uns belog. Die Matratzen werden zusammengerollt und reisefertig gemacht. Jeder hat auch noch ein Köfferchen für Wäsche, Kleider und dergleichen. Wir wollen nur das Allernotwendigste mitnehmen, aber als wir das Gepäck auf den Hof bringen, sind es doch alles in allem 87 Stück. Doch das schadet nichts. Wir bezahlen unsere Billette ja selbst und haben also auf jedes Billett zwei Pud Freigepäck, das sind 32 Kilo, die wir aufgeben können . . .

Die Polizei liefert wieder zwei Deutsche in der „Reserve“ ab, unsere Nachfolger für den nächsten Transport. Der eine, ein Ungar, kommt aus dem Zuchthaus, weil er sich bis dahin weigerte, die Reise auf eigene Kosten zu machen. Nun hat er sich aber doch dazu entschlossen, das Zuchthaus hat ihn mürbe gemacht. So bringt man ihn denn in die Reserve . . .

Der Mensch ist nur noch Haut und Knochen und sieht jämmerlich aus. Und schmutzig! . . . Und verlaust! Das Zuchthaus hat ihn elend mitgenommen . . . Er erzählt von dort. Mit anderen Verbrechern zusammen liegen sie auf feuchten Steinfliesen. Die Deutschen in der einen Hälfte der großen Zelle, die anderen Verbrecher in der anderen Hälfte. Sie stehen wie die Raben. Zwischen beiden Parteien in der Mitte ein Faß, die Bedürfnisanstalt. Morgens um fünf Antreten zum Appell. Namensaufruf. Beschimpfung durch den Offizier. Mittags in schmutzigen Gefäßen unmögliches Essen, das mit den Fingern aus den Töpfen herausgefischt werden muß. Bestecke gibt es nicht. Abends wieder Appell und neue Beschimpfungen. So fließen die Wochen dahin. Man sieht und hört nichts. Man verlaust und verwahrlost immer mehr. Den Gefangenewartter haben sie endlich so weit, daß er ihnen jeden Tag die Seite des Abreiß-

kalenders aus dem Gefängnisbureau gegen 5 Kopeten überläßt. Hinten auf der Seite stehen einige Notizen und eine kurze Lebensgeschichte irgendeines russischen Heiligen. Das liest man sich vor, und dann liest es jeder nochmals einzeln für sich, auch mehrere Male. Die einzige Lektüre, die einzige geistige Nahrung . . .

Auf dem Hof wird es immer lebendiger. Immer mehr Dworniks erscheinen und schleppen die Hausbücher auf den Hof, alte Bücher, die sie nach deutschen Namen durchsuchen. Da die meisten nicht lesen und schreiben können, ist das nicht leicht für sie. Wer weiß, was das wieder für einen Unsinn gibt. Aber offenbar haben die Russen in Polen wieder Prügel bekommen, vielleicht sind die Deutschen schon in Warschau. Deshalb beginnt eine neue Jagd auf Deutsche.

Am Nachmittag erscheinen einige von unseren Frauen. Man sieht ihnen an, es ist etwas Besonderes vorgefallen. Sie wollten uns ja auch erst an der Bahn treffen und nicht mehr in die „Reserve“ kommen. Nun, es ist auch etwas Besonderes vorgefallen. Gestern abend und in der Nacht hat man die deutschen Frauen auf die Reviere zitiert und Protokolle aufgenommen. Damit fing es seinerzeit auch bei uns an. Dann folgte bei uns Männern Einsperren und jetzt die Verschickung. Ob es bei den Frauen den-

selben Weg gehen wird? Warum läßt man sie dann nicht gleich mit uns reisen? Aber das wäre ja viel zu human, das wäre ja nicht russisch genug . . .

Meine Frau telephonierte mir, daß sie ebenfalls gestern abend um elf Uhr in Gegenwart von Frau Richter protokolларisch vernommen wurde. Frau Richter meinte zum protokollierenden Polizisten: „Aber das ist doch sinnlos, denn die Dame reist morgen sowieso mit ihrem Mann nach Sibirien, wohin er verschickt ist. Wozu da jetzt noch das Protokoll?“ Der Polizist ließ sich aber nicht stören und protokollierte weiter. Am Ende darf sie jetzt gar nicht mit mir reisen? Echt russisch wäre das schon. Der Feldwebel läßt sich mit dem Polizeipräsidenten verbinden, um darüber Klarheit zu erhalten . . . Gott sei Dank, man wird meiner Frau nichts in den Weg legen, mit mir zu reisen . . .

Gegen Abend fahren Droschken auf den Hof. Wir müssen auf unsere Kosten zur Bahn fahren. Man will nicht, daß wir ebenfalls wie jene 250 mit den Beinen gegen Rußland durch einen Parademarsch durch die Stadt manifestieren.

Nun erscheint auch der Polizeileutnant, der uns begleiten soll. Gefährlich sieht er nicht gerade aus. Eher schon etwas schüchtern und reichlich verhungert. Er spricht sehr gut Deutsch.

Unser Gepäck wird auf einen großen Bierwagen verladen und fährt zum Tore hinaus. Wir werden nochmals durch den Hauptmann abgezählt. Abschied von den Soldaten. Manchem stehen Tränen in den Augen. Dann vier Mann in einen Phaeton. Der Polizeioffizier steigt zu mir und erkundigt sich gleich sehr lebhaft, ob wir ruhige Leute seien, oder ob es jemand unter uns gäbe, der ihm unterwegs Unannehmlichkeiten bereiten werde. Ich kann ihn darüber beruhigen.

Vor dem Bahnhof und auf dem Perron steht halb Tiflis und gafft uns an. Der Wagen mit unseren 87 Gepäckstücken steht an einem Seiteneingang, durch den wir getrieben werden. Wir sind 19 Mann. Dazu kommen noch meine Frau und eine ältere Kosatin, die Wirtschafterin eines Cholerikers, der noch zuletzt hinzugekommen war, eines früheren Leiters der Tifliser Trambahn. Das sind 21. Dazu noch der Polizeioffizier und der Unteroffizier und der Gefreite, die uns zu begleiten haben.

Der Polizeioffizier geht mit zweien von uns zum Schalter und verlangt 21 Billette nach Wjatka am Ural. Jetzt erfahren wir erst, wohin die Reise geht. Aber wir sind doch 24 Menschen mit den Soldaten, für die wir ebenfalls bezahlt haben. Erregte Auseinandersetzungen am

Schalter. Der Tifliser weist den Polizeioffizier zurecht, und dieser muß 24 Billette nehmen, wie es sich gehört. Den Preis für sein und der beiden Soldaten Billett hatte er einfach unterschlagen wollen. Das kann er versuchen, wenn er allein oder nur mit Russen reist. Aber wir lassen uns auf solchen Schwindel nicht ein. Der Polizeioffizier ist sichtlich verstimmt, gibt aber nach.

Auf Grund der 24 Billette haben wir 48 Pud Freigepäck, das wir nun aufgeben wollen. Aber es wird uns glatt verweigert und abgeschlagen. Wir haben eben kein Freigepäck, trotzdem wir die Billette regelrecht aus unserer Tasche bezahlt haben. Als wir uns dagegen sträuben wollen, kommt Bahnhofsgendarmerie und treibt uns fort vom Schalter auf einen Nebenterron.

Dorthin schleppen die beiden Soldaten im Schweiß ihres Angesichts unsere Gepäckstücke. Endlich erreichen wir, daß einige unter uns dabei wenigstens helfen dürfen . . .

Die Tifliser Gaffer drängen nach auf den Seitenterron. Bald sind wir von ihnen dicht umstellt. Kein Apfel könnte zur Erde fallen. Nun sehen wir endlich auch die deutschen Frauen und Kinder, die sich zu uns durcharbeiten durch die gaffende Menge.

Ein altes russisches Mütterchen hebt ihr Entel:

sind so hoch wie nur möglich, damit es uns nur ja gut sieht. „Siehst du, das sind alles deutsche Spione, die jetzt im Baltischen Meer ertränkt werden.“

Der Zug von Tiflis nach Baku, der Petroleumstadt am Kaspischen Meer, der uns mitnehmen soll, steht längst bereit, ein russischer Personenzug mit großen, bequemen, breiten russischen Wagen. Aber es heißt, unser Wagen sei noch nicht da. Also warten und auf das Gepäck achten, damit es nicht gestohlen wird, denn bei dem Gedränge wäre die Gelegenheit günstig. Gleichzeitig unterhält man sich mit den Frauen und Kindern. So als ginge es auf irgendeine Geschäfts- oder Vergnügungsreise. Man will den Frauen das Herz doch nicht unnütz schwer machen, es ist schon schwer genug.

Endlich wird ein Kasten an den Zug geschoben, der doch wohl unser Wagen sein muß. Wir trauen unseren Augen nicht, denn das Ding sieht gar nicht wie ein Waggon aus, sondern wie eine alte, wackelige, winzige Zigarrenkiste auf vier Rädern. Die Frauen fangen zu weinen an.

Uns Männern steigt die Hornesröte ins Gesicht. Der Käsesalzer springt in die Kiste und schreit heraus: „Das geht gar nicht. Hier haben wir keinen Platz!“

Aber schon erscheinen wieder die lieben Genz

darmen und treiben uns mit unseren Sachen in die Kiste. Wir sind noch so empört und wütend, daß wir zu keiner klaren Überlegung kommen. Als uns aber endlich der Gedanke kommt, zu streiken, ist es zu spät. Die beiden Türen der Kiste sind schon abgeschlossen. Durch die kleinen Fensterchen kann sich niemand zwängen. Wir müssen vorläufig gute Miene zum bösen Spiel machen. Es ist ein alter Viehwagen, in dem man einige Bretter zum Sitzen angenagelt hat. Zur Not, dicht aneinander gedrängt, können 18 Menschen in dem Viehwagen sitzen. Wir aber sind 24 Menschen und 87 Gepäckstücke . . . Jetzt aber nur den Frauen nicht zeigen, wie es uns zumute ist . . .

Das zweite Abfahrtsignal. Die Frauen und Kinder drängen sich näher an die Kiste, noch einen Blick zu erhaschen oder gar einen Händedruck. Wir räumen den Verheirateten die Fenster ein, so gut es geht . . .

Das dritte Signal. Der Zug setzt sich langsam in Bewegung. Nun erst merken die Kinder, daß es wirklich ernst wird, und da die Mütter weinen, fangen sie auch an zu weinen. Und plötzlich ruft ein kleines Mädchen ganz verzweifelt: „Papa! Papa!“ Und nun rufen sie alle mit hochgehobenen Armen: „Papa! Papa!“ Und weinen und schreien . . .

Gott sei Dank, daß es überstanden ist. Aber
keiner von uns wird je den Jammer der Kinder
wieder aus Ohr und Herzen bekommen. Die
armen Kinder, die armen Frauen!



Der Transport nach Wjatka

Als wir aus dem Eifiser Bahnhof heraus sind und das Weinen und Jammern der Kinder nicht mehr hören können, ist es für eine ganze Weile totenstill in unserer Zigarrentiste. Keiner sieht den anderen an. Man muß sich erst ein wenig fassen.

Aber die raue Wirklichkeit, in der wir uns befinden, beschleunigt das. Wie Heringe in einer Tonne befinden wir uns hier. Die Kosatin und meine Frau, sowie die Kranken unter uns sitzen. Wir anderen stehen.

Zunächst bringen wir einigermaßen Ordnung unter das Gepäck, das überall herumliegt. In dem vorderen Teil des Wagens wird es übereinander gestapelt. Dann bleibt wenigstens der hintere Teil frei davon. Die beiden Soldaten schließen die hintere Wagentür auf und teilen uns mit, daß sie draußen kampieren werden, um uns nicht auch noch Platz fortzunehmen.

Der Polizeioffizier drückt sich auch bald, indem er die vordere Tür aufschließt. Er läßt sich ein Rupee zweiter Klasse durch den Schaffner besorgen und bleibt dort die Nacht über in aller Bequemlichkeit. Die drei Leute, die uns Verbrecher bewachen sollen, sind damit verduftet.

Unsere vier Primaner strecken sich zwischen den Bänken auf dem schmutzigen Boden aus. Die Bienenzüchter und der Käsesalzer klettern auf die Gepäckstücke und suchen dort Unterkunft für die Nacht. Wir andern sitzen und stehen abwechselnd herum.

Die Zigarrenkiste, die hinten am Zug hängt, schleudert elend hin und her. Ein wahres Glück, daß ein russischer Personenzug nicht schneller ist als bei uns ein Güterzug. Sonst wären wir schon nach einer Stunde fürs Irrenhaus reif.

Wir stehen oder sitzen und starren uns an . . .

Und langsam gestaltet sich in uns ein Plan, wie wir aus dieser Lage uns befreien können. Bei irgendeiner größeren Haltestelle, jedenfalls in Baku, werden doch wohl die Türen einmal aufgeschlossen werden. Dann werden wir mit unserem Gepäck aus dem Wagen stürzen und uns weigern, wieder einzusteigen. Mögen sich die Behörden auf den Kopf stellen, wir steigen nicht wieder ein. Mögen sie uns einsperren oder was sonst immer tun, in diesem Waggon bleiben wir nicht. Und damit alles klappt, werden die Rollen verteilt . . .

Draußen scheint kein Mond. Es ist rabenzschwarze Nacht um uns her. Eine Beleuchtung gibt es nicht. Einige haben zwar Kerzen in ihren Koffern, aber es wäre zu mühsam, unter dem

wilden Haufen von Gepäckstücken die richtigen Koffer herauszufinden.

Der Morgen dämmert. Die Soldaten kommen zu uns. Draußen ist es zu kalt. Nach einer Weile erscheint auch der Polizeioffizier. Wir behandeln ihn zunächst einmal als Luft . . .

Seit gestern nachmittag haben wir nichts mehr gegessen. Ein kräftiger Appetit macht sich bemerkbar . . . Die Soldaten erklären sich bereit, bei der nächsten Station heißes Wasser zu holen, was es an jedem russischen Bahnhof gibt. Teekessel haben wir natürlich in großer Zahl mitgenommen.

Eine kleine Station. Die Soldaten holen Teewasser. Ein Esstorb wird herbeigeschoben, einerlei, wem er gehört. Bei der fürchterlichen Enge müssen wir froh sein, wenn wir überhaupt einen öffnen können. Meine Frau und die Kosakin schneiden Brot und Wurst. Das Frühstück ist fertig. Die Soldaten bekommen auch ihr Teil. Der Polizeioffizier wird nicht eingeladen.

Ein trüber Tag, eine seltsame Landschaft.

Wohin man blickt, nichts als sumpfige Steppe, schmutzig, graugelb wie die Dromedare, die, von einem Perser geleitet, hoch mit Waren beladen, durch diese Steppe nach Baku wallen. Ein richtiges Wüstenbild . . .

Unser Berliner, der die Gegend genau kennt, flüstert uns zu, gleich käme eine größere Station, wo wir es mit der Rebellion wagen könnten.

Die Luft ist zum Erstickten in unserer Zigarrenkiste, trotzdem die kleinen Fensterchen offen stehen.

„Machen wir doch auf der nächsten Station ein wenig die Lüren auf,“ meint der Berliner, „daß wir mal gründlich auslüften.“

Die Soldaten sind einverstanden.

Wir kommen zur Station. Die Soldaten öffnen dienstfertig die Lüren. Wir drängen nach außen. Sie denken, wir wollen nur auch einmal frische Luft schöpfen und machen Platz. Auch der Polizeioffizier ist schon draußen in der frischen Luft. Ehe sie sich dessen versehen, sind wir alle draußen und unser Gepäck ebenfalls.

Was soll das heißen? Das soll heißen, daß wir für unser gutes Geld einen anständigen Wagen verlangen, und daß wir in diese Kiste nicht mehr hineingehen. Man mag uns krumm schließen, man mag uns einsperren, aber in die Kiste gehen wir nicht mehr.

Die Soldaten schmunzeln und geben uns innerlich recht. Der Polizeioffizier ist ratlos.

„Gehen Sie zum Bahnhofsvorsteher und teilen Sie ihm das Nötige mit!“ rufen wir. Er eilt von dannen.

Der Bahnhofsvorsteher kommt und schimpft,

zwei Gendarmen kommen und fluchen. Aber es hilft ihnen nichts. Wir zeigen unsere Billette und verlangen einen anständigen Wagen. Publikum kommt hinzu und läßt sich erklären, was los ist. Die einen sind dafür, daß man uns einfach totschlägt und keine weiteren Umstände macht. Andere, und diese schreien natürlich nicht so wie die Patrioten, geben uns im stillen recht und drücken sich.

Die Beamten drohen und bitten. Aber wir bleiben hartnäckig. Und es ist nicht das erstemal, daß ich in Rußland beobachten kann, wie Beharrlichkeit zum Ziele führt.

Wir erhalten wirklich einen anderen Wagen, der wenigstens von außen geräumig und wie ein regulärer Wagen dritter Klasse aussieht.

Wir klettern mit Sack und Pack hinein, so schnell es geht, denn sonst bleiben wir hier liegen.

Nun hat wenigstens jeder einen Sitzplatz. Es ist immer noch mehr als eng, aber wir fühlen uns schon halbwegs im Paradies.

Die Landschaft draußen wird immer phantastischer. Ich bin schon viel in der Welt herumgekommen, meine Frau erst recht, aber so eine Landschaft haben wir noch nicht gesehen. Sandflächen mit Sandhügeln, kein Baum, kein Strauch. Wir befinden uns im Naphthagebiet. Kein Vogel, kein Hund, überhaupt kein Tier. Ab

und zu nur ein einsamer Reiter. Man sieht, wie dem Pferdchen unter den Hufen bei jedem Schritt Sand aufspritzt wie Wasser. Und wenn es einen Hügel nehmen muß, so kommt es kaum von der Stelle.

Das dauert bis gegen Abend. Nun wird die Gegend allmählich wieder fruchtbarer. Wir befinden uns auf der anderen Seite des Kaukasus. Eine Bahn zwischen Wladikawkas und Tiflis ist zwar längst geplant, denn das gäbe eine direkte Verbindung über den Kaukasus hinüber, aber Rußland arbeitet langsam, wir werden die Bahn nicht mehr erleben. Wer von Tiflis nach dem alten Rußland will, muß wohl noch zwanzig Jahre lang fahren wie wir, nämlich um den ganzen Kaukasus herum*).

Wir gelangen in das Dongebiet mit seinen riesigen Getreideflächen. Hier sind die meisten unserer Soldaten zu Hause.

Wir halten in Armawir. Die Soldaten hält es nicht länger im Wagen, sie steigen aus. Da sind auch schon ihre Frauen und Kinder. Sie bringen sie uns, wir müssen sie auch kennen lernen. Und nun erscheinen in unserem Wagen drei jüngere Bauernfrauen, die Frau unseres Feldwebels aus der „Reserve“ mit ihren Verwandten. Der Feldwebel hat nach Hause tele-

*) Siehe die am Schluß des Buches beigegebene Karte des inneren Rußlands.

graphiert, daß wir vorbeikommen. Sie wollen uns begrüßen und bringen Früchte und Fische für uns. Wie das wohltut, wie rührend das ist . . .

Wir laufen in Koston am Don ein. Fünf Uhr morgens. Alles raus. Mit Sack und Pack. So wird uns befohlen. Wir sind ärgerlich, denn wir haben uns endlich ein wenig eingerichtet. Aber es hilft nichts. Immer wieder die 87 Gepäckstücke ein- und ausladen, es ist wirklich kein Vergnügen.

Während die anderen noch mit dem Gepäck beschäftigt sind, gehen wir, meine Frau, der Silster und ich, in das Restaurant zweiter Klasse, um uns ein wenig zu erfrischen und womöglich etwas zu waschen, denn man sieht scheußlich aus.

Wir waschen uns und frühstücken, zünden uns eine Zigarette an. Wie prachtvoll das ist, einmal wieder in einem großen Raum mit erträglicher Luft zu sitzen, ohne bei jeder Bewegung aneinander zu stoßen.

Aber wo bleiben die anderen?

Endlich kommt der Polizeioffizier zu uns. Er ist verstimmt und aufgereggt, denn er fürchtete schon, wir wären ausgerissen. Die Kameraden werden draußen auf einem zugigen Korridor im Bahnhof von Gendarmen bewacht. Niemand darf fort. Wir müssen uns beeilen, auch dorthin zu

kommen, bevor die Gendarmen unsere Abwesenheit merken, „die Hunde“, wie der Polizeioffizier sie unausgesetzt nennt.

Nun befinden wir uns auch in dem zugigen Gang. Da sitzen die Kameraden auf ihren Kisten und Koffern mit verkniffenen Gesichtern, und um uns herum wandern unausgesetzt vier riesige Gendarmen.

Es sind große, schöne Menschen, aber mit falschem, gemeinem Gesichtsausdruck. Der eine ruft unseren Polizeioffizier heran. Er steht stramm vor dem Gendarmen, der ihn anschaut wie einen Schuljungen, weil er uns viel zu gut behandle. Der Polizeioffizier wagt keine Erwiderung. Er steht stramm und schweigt. Ein Wink des Gendarmen, und der Offizier tritt ab, wieder zu uns. Ich suche ihn auszufragen. Wir gehen hin und her. Hinter uns drein aber immer ein Gendarm, der unseren Worten lauscht. Wir sprechen Deutsch, und der Gendarm versteht nichts.

Wieder kommandiert er den Offizier zu sich und fragt ihn aus, was wir gesprochen haben, und warum er nicht Russisch mit mir spricht?

Der Offizier erklärt es und darf wieder abtreten.

Wer zu einem Zug will, muß den Gang passieren, in dem wir herumstehen mit all unserem Gepäck.

Die Passanten stuzen, bilden Gruppen und glossieren uns. Sie werden immer erregter und feindseliger. Es werden noch zwei Gendarmen zu unserer Bewachung hierherkommandiert.

Die erregte Menge beschimpft uns und spuckt nach uns. Die Gendarmen beschimpfen uns erst recht. „Totschlagen sollte man euch alle!“ — „Erst peitschen und dann aufhängen, das wäre das richtige,“ meint liebevoll ein anderer. „Man macht zu viel Umstände mit euch, man sollte euch einfach ersäufen wie die jungen Katzen, statt euch spazieren zu fahren.“ — „In der Hölle soll eure Seele verfaulen, ihr Hunde!“ — „Wir sind viel zu gutmütig. Wir sollten sie behandeln, wie die Deutschen die Unseren behandeln. Totschlagen und auf den Mist werfen!“

So geht es den ganzen Tag über, denn in diesem Gang werden wir vom frühen Morgen bis gegen Abend festgehalten. Ohne daß jemand etwas essen darf. Ohne daß jemand austreten darf.

Dann müssen wir mit unseren 87 Gepäckstücken wohl eine halbe Stunde lang über alle möglichen Geleise, vorbei an allen möglichen Zügen, bis wir endlich den für uns bestimmten Wagen finden. Die Gendarmen immer um uns her mit Fluchen und Schimpfen.

Endlich sind wir wieder eingeladen, und sofort

setzt sich der Zug auch in Bewegung. Gott sei Dank.

Der neue Wagen ist kleiner als der frühere. Wir können wieder nicht alle gleichzeitig sitzen. Wir müssen abwechseln. Auch ist dieser Wagen schon für den Winter eingerichtet. Die Doppelfenster sind zugegipst, so daß man sie nicht öffnen kann. Die Türen sind abgeschlossen, so daß man sie nicht öffnen kann. Luft gibt es nicht mehr.

Unterwegs wird ein Extrawagen an den unseren angehängt. Ein Gendarmerieoberst bewohnt ihn. Er reist wie ein Fürst. Für uns ist es schlimm, denn nun wagt unser Polizeioffizier überhaupt nicht mehr, etwas für uns zu tun.

Er hatte uns versprochen, bei der nächsten Gelegenheit würde er uns einmal in ein Bahnhofsrestaurant lassen, um endlich einmal wieder etwas Warmes zu essen.

Eine große Station zwischen Rostow und Moskau. Unser Polizeioffizier faßt sich ein Herz, als er den Gendarmerieoberst in das Restaurant eintreten sieht, ihm nachzugehen. Hinter ihm dreinstampft wutentbrannt unsere Kosakin.

Der Polizeioffizier steht stramm vor dem Gendarmerieobersten, meldet seinen Gefangenentransport und fragt an, da die Gefangenen seit Tiflis noch nichts Warmes bekommen hätten, ob

man ihnen gestatten könne, hier einen Teller Suppe zu essen.

Dem Obersten quellen die Augen aus dem Kopf vor Wut, und er brüllt ihn an: „Was fällt dir ein? Die Hunde haben dich wohl bestochen, daß du so sprichst? Berrecken sollen sie!“

Da tritt unsere Kosakin vor, die uns die Szene nachher schilderte, und sagt voller Gift: „Ew. Hochwohlgeboren sind wirklich ein feiner Herr, das muß ich sagen. Daß ein so feiner Herr so ein Wort überhaupt in den Mund nimmt. Berrecken! Man schämt sich, Ew. Hochwohlgeboren, wenn man das hört, eine Russin zu sein.“

Dem Gendarmerieobersten geht die Luft aus, er kann keine Worte finden. Dem Polizeioffizier fällt das Herz vollends in die Hosen.

„Schämen sollten Sie sich, Ew. Hochwohlgeboren, unschuldigen Menschen nicht einmal einen Teller Suppe zu gönnen!“

Totenstille herrscht in dem Raum. Jedermann hört die Worte der Kosakin. Dem Obersten wird die Sache peinlich. Endlich findet er wieder Worte und brüllt den Polizeioffizier an: „Also lasse die Hunde zu je dritt einen Teller Suppe essen!“ Dank unserer tapferen Kosakin bekamen wir so zum erstenmal etwas Warmes . . .

Weiter geht die Reise. Draußen wird es kalt. Wir sehen den ersten Schnee. Bald versagt die

Heizung ganz, daß man schnattert vor Frost. Dann wieder wird für eine halbe Stunde wie wahnsinnig geheizt, daß der Schweiß auf die Stirne tritt. Es ist ein Elend . . .!

Wir erreichen Moskau in tiefem Schnee. Wir müssen auf einen anderen Bahnhof. Also wieder einmal heraus mit Sack und Pack.

Donnerwetter, ist das kalt! Wir kommen aus Tiflis und sind gegen Kälte sehr empfindlich. Auch sind wir alle sehr kaputt und herunter.

Endlich treiben die Soldaten ein Fuhrwerk für unser Gepäck auf.

Nun tappen wir armen Verbrecher hinter dem hochbeladenen Karren im Schnee durch halb Moskau. Ein angenehmes Spießrutenlaufen. Halb wie Zuchthäusler, halb wie mittellose Auswanderer nach Amerika kommen wir uns vor.

Endlich erreichen wir den Sibirischen Bahnhof. Gott sei Dank, hier ist es leer, fast gar keine Menschen und merkwürdigerweise keine Gendarmen.

Wir machen es uns im Restaurant bequem. Wir verteilen uns in kleinen Gruppen durch das große Restaurant. Hockten wir alle zusammen, fielen es auf. Wir sind schlau geworden. Wir benehmen uns nach Kräften wie gewöhnliche Reisende. Die Täuschung gelingt auch. Niemand kümmert sich um uns.

Hier sehen wir auch zum erstenmal verwundete

russische Soldaten und Offiziere. Die Soldaten betteln uns an. Die Offiziere trinken Tee und kümmern sich nicht darum. Arme Kerle! Unsere Soldaten unterhalten sich mit den Kameraden von der Front. Arme Kerle! Wie jammervoll sie aussehen. Halb verhungert und ganz ver- lumppt. Gar mancher zum Krüppel geschossen . . . Und muß jetzt schon betteln gehen, betteln bei uns Deutschen.

Wir machen dem Polizeioffizier klar, daß meine Frau ja keine Gefangene ist, sondern nur mich, den Gefangenen, aus freien Stücken begleitet, daß sie also volle Bewegungsfreiheit hat. Da unser Zug erst am Abend weitergeht, wollen wir, sie soll allerhand Einkäufe für uns machen.

Wenn kein Gendarm in der Nähe ist, läßt sich mit unserem Offizier auskommen. Er weiß auch, daß sich das Trinkgeld, das er am Schluß bekommen soll, danach richten wird, wie weit er uns gefällig ist.

Wir stellen eine kleine Liste auf, in der warme Schals eine Hauptrolle spielen und Galoschen, und meine Frau darf in die Stadt fahren. Der Gefreite fährt mit und schließlich auch unser Berliner. Es kostet einigen Kampf, bis der Offizier das gestattet. Aber es muß doch jemand mit, der Deutsch und Russisch spricht.

Nach drei Stunden kehren sie zurück mit ihren

Einkäufen und haben viel zu erzählen. Der Gefreite von einem Lift, denn so was hat er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen, und es imponiert ihm am meisten von ganz Moskau. Die beiden anderen erzählen von den zerstörten deutschen Geschäften, und wie jedes zweite Haus in Moskau ein Lazarett sei, und wie man auf den Straßen fast nur verwundete Soldaten und Krüppel sähe. Ganz Moskau wirke wie ein einziges Riesenz-lazarett . . . Die Fahrt geht weiter nach Wologda. In Wologda herrschen schon 20 Grad Kälte, und wir müssen wieder einmal in einen anderen Zug. Prrr, das ist ja nun wohl schon sibirische Kälte.

In Wologda ein riesiger Zug mit österreichischen Kriegsgefangenen, Militär aller Art. Also doch wohl Landsleute? Wir suchen uns mit den Soldaten zu verständigen, aber es gelingt nicht, es sind Tschechen . . . Aber dort, die sehen wie Tiroler Jäger aus . . . Es ist tschechischer Landsturm . . . Nur Tschechen, Tschechen, Tschechen! Aber sie sehen gar nicht so vergnügt aus, wie man nach den russischen Zeitungen annehmen sollte. Sie frieren elend. Man hat ihnen die Mäntel fortgenommen. Sie sind blau gefroren in ihren dünnen Uniformen, Sommeruniformen. Das heilige Rußland, das allen slawischen Brüdern den Himmel auf Erden verspricht, scheint alle Liebesbeteuerungen zu vergessen, sowie sie solche

Brüder erst in den Händen hat . . . Uns soll es recht sein . . .

Von Wologda aus stehen uns sogar anderthalb Wagen zur Verfügung. Nun wird man sich endlich einmal wieder ausstrecken können. Wie die Prinzen kommen wir uns vor. Und sogar eine Fliege ist im Wagen. Die erste, die wir auf dieser Reise zu sehen bekommen.

Jeder macht es sich so bequem wie möglich, und dem Zugführer verabreicht der Polizeioffizier ein größeres Trinkgeld aus unserer Tasche, damit wir allein bleiben.

Um drei Uhr in der Nacht werden wir aus dem ersten, schönen Schlaf aufgestört. Wir müssen den Wagen räumen und alle miteinander samt unserem Gepäck in dem halben Wagen Platz nehmen, so schlecht es auch geht. So eng zusammengepfercht waren wir selbst in der Zigarrenkiste von Tiflis nach Baku nicht. Schauderhaft. Warum? Kein Mensch weiß es. Der von uns geräumte Wagen bleibt leer. Die pure Gemeinheit, weiter nichts! Doch nein, zwei Gendarmen beanspruchen den Wagen für sich, den ganzen Wagen für sich allein. Das ist die Sache . . .!

An Schlafen nicht mehr zu denken. Draußen ein gewaltiger Schneesturm. Alle Augenblicke muß der Zug halten wegen Schneeverwehungen . . . So geht es zwei Nächte und zwei Tage. Zwei von

unseren Kranken sind nur noch Schatten. Jeden Augenblick fürchten wir, sie sterben uns unter den Händen. Und wir anderen? Wir sind auch der Verzweiflung nahe . . . Wenn ein Trupp Soldaten käme und uns niederschösse, es wäre uns eine Erlösung, wir würden uns gewiß nicht wehren dagegen . . .

In Schnee und Eis

Endlich sind wir an unserem vorläufigen Bestimmungsort angelangt, einem Kreisstädtchen im Gouvernement Wjatka. Morgens um vier sollten wir ankommen. Infolge der Schneeverwehungen ist es aber zehn Uhr geworden.

Wieder einmal heraus mit Sack und Pack aus dem Waggon. Diesmal hoffentlich endgültig. Schauerhafte Kälte, und der Wind pfeift vom Ural her, daß es durch Mark und Bein geht. 20 Grad Reaumur.

Die Kreisstadt ist noch fast eine halbe Stunde vom Bahnhof entfernt. Es dauert eine Ewigkeit, bis drei Wägelchen zur Stelle sind, um unser Gepäck aufzunehmen.

Endlich ist es so weit. Die Wägelchen voran, wir durch knietiefen Schnee hinterdrein. Wir sehen aus wie die Bagabunden. Zehn Tage und Nächte lang in denselben Kleidern. Zehn Tage lang keine Gelegenheit, sich zu waschen.

Das Kreisstädtchen mit rund 4000 Einwohnern liegt wie erfroren da. Kaum ein Mensch auf den Straßen, die wie überall in Rußland ungewöhnlich breit sind. Die paar Menschen, die man sieht, sehen unförmlich aus wie wandelnde Säcke, so haben sie sich gegen die Kälte verschanzt.

Wir halten beim Polizeigebäude. Unser Polizeioffizier verschwindet mit den beiden Soldaten im Innern. Wir können draußen warten und weiter frieren.

Dann werden wir hereingerufen. Der Isprawnik, der Kreisgewaltige, ist selbstverständlich noch nicht auf dem Bureau. Zwei Gendarmen führen uns zu zwei und vier hinein.

Hinter einem Pult sitzt einer, der gar nicht wie ein Russe aussieht und auch nicht wie ein Polizist. Es ist ein deutscher Zivilkriegsgefangener, dem die Polizei die Arbeit über die Kriegsgefangenen übertragen hat, weil sie selbst sich so viel Arbeit nicht gewachsen fühlt oder zu faul dazu ist.

Wieder einmal ein gründliches Protokoll über jeden von uns. Aber ein Deutscher nimmt es auf, und das macht die Sache erträglicher.

Dann heißt es, morgen sind die Gefangenenpässe abzuholen, für heute sollen wir in gemeinsamem Quartier untergebracht werden, um dann nach Erhalt der Gefangenenpässe weiter verschickt zu werden auf die Dörfer. Auf die Dörfer?

Wir murren und protestieren, aber unser Kamerad am Polizeipult gibt uns einen Wink, daß wir uns vorläufig fügen sollen.

Als wir auf die Straße treten, warten dort schon einige Deutsche auf uns, die schon vor

uns verschickt wurden, sich hier also austennen und sich unserer annehmen.

Wir schüttelt der bayrische Ingenieur die Hand, mit dem ich bei Kriegsbeginn im Hotel London in Tiflis zusammen war. Wer hätte gedacht, daß wir uns so wiedersehen!

Da kommt auch schon seine Frau, die junge Wienerin, und widmet sich meiner Frau. Wir sollen mit ihnen gehen.

Aber wir dürfen doch nicht. Es ist uns ein gemeinsames Quartier angewiesen.

„Ach was,“ sagt der Bayer, „kommen Sie vorläufig nur mit. Um die Polizei kümmern wir uns nicht weiter. Wenn sie was will, wird sie sich schon melden.“

Wir gehen also mit, denn wir frieren erbärmlich. Nur einmal wieder warm werden.

Zähneklappernd waten wir durch den hohen Schnee. Er ist hart gefroren, und man hat den Eindruck: der ist hier zu Hause und wird so bald nicht wieder verschwinden.

Drollige Häuser. Fast alles einstöckige Holzhäuschen, in halber Höhe mit kleinen Fenstern wie gespickt, Fenster an Fenster.

Das Häuschen, in dem der Ingenieur mit seiner Frau lebt, liegt fast außerhalb der Kleinstadt am Ende der Hauptstraße, einen Berg hinauf.

Endlich sind wir angelangt. Endlich einmal wieder in einem Zimmer, nicht in einem Rupee. Endlich einmal nicht mit zwanzig Menschen zusammen, sondern nur mit zweien. Und hier gibt es sogar einen gedeckten Tisch mit Tellern, Messern, Gabeln, Löffeln. Solch ein Luxus!

Wir machen es uns bequem und lassen uns langsam auftauen, während die Wienerin den Samowar in Gang bringt.

Wir essen und dann will ich für mich ein Zimmer suchen. Wir wollen unseren Freunden nicht länger zur Last sein.

Aber der Ingenieur wehrt ab. Es sind so viele Deutsche hier, daß man von heute auf morgen kein Zimmer findet. Es wird einige Tage dauern. Bis dahin müssen wir bei ihnen bleiben.

„Das ist doch überhaupt Unsinn, wir werden ja weiter verschickt auf die Dörfer,“ werfe ich ein.

„Dummes Zeug,“ sagt der Bayer. „Sie sind 45 Jahre und haben das Recht, hier zu bleiben. Der Gouverneur hat das so bestimmt, und wir telegraphieren ihm, denn der Isprawnik ist ein Hund und würde Sie schon deshalb auf ein Dorf schicken, um Sie dann zu erpressen, damit Sie wieder hierher zurückkommen können. Wie er es mit mir und andern gemacht hat.“

Meine Frau hustet fürchterlich und ist halbtot. Sie legt sich zunächst einmal nieder.

Gegen drei begeben sich mich mit dem Bayern in das einzige Gasthaus, um dort andere Deutsche zu treffen. Die Kost ist teuer und miserabel, aber eine ganze Anzahl von Deutschen ist hier. Andere kochen sich zu Hause selbst. Namentlich wenn die Frauen ihnen nachgereist sind.

Dann telegraphieren wir an den Gouverneur. Auf dem Wege zur Post begegnen wir dem Isprawnik, der „Bulldogge“, wie ihn die Deutschen seines Äußeren wegen nennen. Er grüßt ganz höflich. Ich bin erstaunt, aber mein Freund klärt mich auf. Der Isprawnik wird ein wohlhabender Mann durch die Deutschen. Warum soll er da nicht höflich sein? Da sind reiche Deutsche aus Lodz und Umgegend, die haben ihm ein Datschendorf in der Nähe abgemietet. Dafür, daß sie dort unter sich und ungestört bleiben können, zahlen sie an den Isprawnik monatlich pro Mann 100 Rubel. Auch ist der Isprawnik Besitzer eines größeren Hauses, an das er die wohlhabenderen Deutschen verweist. Dort können sie ungestört wohnen, solange sie gut bezahlen. Nur die Deutschen über 45 Jahre haßt er, weil er sie nicht erpressen kann, denn der Gouverneur erlaubt ihnen sowieso, hier zu bleiben. Und die Deutschen, die gar nichts haben, haßt er ebenfalls und verjagt sie erbarmungslos in die Dörfer, wo sie verhungern können.

Aber auch die Deutschen, die hier Arbeit finden, läßt er gewähren, denn die Hälfte von ihrem Verdienst müssen sie bei ihm abliefern. Angeblich zugunsten des russischen Roten Kreuzes. In Wahrheit bleibt es aber natürlich in seiner Tasche hängen. O, wenn der Krieg lange genug dauert, wird der Isprawnik noch ein schwer reicher Mann... Von der Post aus gehen wir ein wenig spazieren und dann zur „Generalstabs-sitzung“.

Gegen Abend versammelt sich nämlich jeden Tag eine Anzahl Deutscher bei einem Kameraden, der zwei Zimmer zur Verfügung hat und eine große Karte. Hier werden die neuesten russischen Zeitungen verlesen und die neuesten Telegramme. Mit Hilfe der Karte wird dann die augenblickliche Kriegslage erörtert und der weitere Feldzugsplan festgelegt. Hindenburg ist nichts dagegen.

Es geht ungeheuer gereizt und laut zu. Niemand nimmt ein Blatt vor den Mund. Man merkt, wie überreizt die Leute sind, und wie sie sich nur durch möglichste Grobheit und möglichst viel Lärm und Krakeel die innere Verzweiflung vom Leibe halten können. Ist es denn nicht auch zum Verzweifeln? Von der ganzen großen Bewegung, die Deutschland durchbraust und eint (das wissen wir alle ganz genau), sind wir abgesperrt. Nichts von alledem, was jetzt in Deutsch-

land gewaltig alle Seelen durchglüht, erleben wir hier. Verlassen, für nichts, hocken wir in Schnee und Eis. Fern von allen großen Erlebnissen, fern dieser gewaltigen Zeit, von der hier nichts, aber auch gar nichts zu spüren ist. Das ist schon, um den Verstand zu verlieren . . .

Die ersten drei Tage vergehen in einem ständigen geheimen Kampf zwischen der Ortspolizei und uns, dem Kampf um die Erlaubnis, hierbleiben zu dürfen und nicht noch weiter fort zu müssen in die Dörfer, wo es noch elender, noch schmutziger, noch armseliger ist.

Ich erhalte schon nach zwei Tagen die telegraphische Erlaubnis des Gouverneurs, hierbleiben zu dürfen mit meiner Frau. Andere haben gleichzeitig mit mir telegraphiert, aber können keine Erlaubnis erhalten. Warum, weiß ich nicht.

Wer Geld hat, versucht es nun mit Bestechung. Es gibt verschiedene, von unseren Kameraden längst erprobte Methoden. Die einfachste ist, man sucht die „Bulldogge“ allein zu sprechen und trifft gegen bar ein Abkommen mit ihr. Aber es ist auch die kostspieligste Methode, die sich unter unserem Trupp niemand leisten kann. Die zweite Methode besteht darin, daß man sich irgendwo als Arbeiter verdingt. Natürlich nur zum Schein, denn eine wirkliche Arbeitsmöglichkeit gibt es jetzt im dicken Winter nicht

mehr. Man sucht also einen Arbeitgeber, der dem Arbeitsuchenden gegen eine monatliche Abgabe an ihn bescheinigt, daß der Deutsche Soundso bei ihm in Arbeit steht. Die Hälfte des auch nur zum Schein ausbedungenen Lohnes muß der Deutsche dann wöchentlich an die Polizei abliefern für das russische Rote Kreuz. Am gründlichsten schröpfen die echt russischen Arbeitgeber. Am gnädigsten sind die sozialdemokratischen Arbeitgeber, denn sie haben eine stille Sympathie für die Deutschen, die an diesem Kriege schuld sind. Ohne diesen Krieg gäbe es ja keine Revolution.

Allgemeine Suche nach einer Wohnung für mich und meine Frau. Aber entweder sind die Preise gar zu unverschämt oder das Zimmer ist gar zu elend und verwantzt.

Zehn Tage muß uns das bayrische Ehepaar nächtigen, bevor wir etwas finden. Weit draußen vor dem Städtchen steht ein Bauernhaus, dessen Besitzer umziehen will. Die Wohnung können wir haben. Es sind drei Zimmerchen, oder besser gesagt: Löcher. Die Zimmerchen sind so niedrig, daß ich mich auf den Boden setzen muß, um aus den Fenstern sehen zu können, die sich wie überall in halber Höhe der Wände befinden. Wenn ich aufrecht stehe, stoße ich an die Decke. Aber es gibt nichts Besseres, also greifen wir zu.

Als der Bauer ausgezogen ist, sehen wir uns

die Wohnung wieder einmal an. Nein, es ist unmöglich, hier zu leben. So etwas von Ungeziefer, Wanzen, Läuse und Flöhe. Uns wird einfach übel. Nein, das können wir nicht. Also treten wir vom Vertrag zurück, müssen für „Vertragsbruch“ an den Bauer zwanzig Rubel zahlen, und die Wohnungssuche beginnt von neuem.

Eine Popenwitwe meldet sich. Es hat der alten Frau einen langen Kampf zwischen Frömmigkeit und Habsucht gekostet, bis sie sich entschließt, einen Deutschen aufzunehmen, einen dieser ungläubigen Hunde, welche die orthodoxe Kirche austrotten wollen. Aber schließlich hat die Habsucht doch über die Frömmigkeit gesiegt. Freilich verlangt die Popenwitwe für ein Zimmer und ein Kabinett 30 Rubel monatlich, im voraus zahlbar. Ein Russe würde vielleicht 5 Rubel dafür zahlen. Der Preis ist also unerhört. Aber wir können den Freunden unmöglich noch länger zur Last liegen, wir greifen zu.

Unser Wohnzimmer ist für dortige Verhältnisse ungewöhnlich groß, besitzt einen riesigen Tisch und sogar zwei Polsterstühle. Das Zimmer wird den Deutschen zur Sehenswürdigkeit, nach der sie förmlich wallfahrten.

Das Schlafzimmer ist dafür ein um so engeres, dumpferes Loch.

Das Häuschen liegt etwas abseits von der Stadt, hart an der vereisten Wjarka, und ist von allen Seiten allen Winden preisgegeben. Aber man ist doch wenigstens wieder einmal allein. Man kann wenigstens so tun, als habe man wieder eine eigene Wohnung, als lebe man wieder für sich . . . Eine unendliche Wohltat . . . Wir sind sehr froh, trotzdem wir diese Wohltat mit ständigen schweren Kopfschmerzen und ständigem Kampf gegen Wanzen bezahlen müssen.

All diese Häuschen, die einander gleichen wie ein Ei dem andern, bestehen nämlich aus vier kleinen Zimmern, die um den riesigen russischen Kachelofen herum liegen, dem wichtigsten Mittelpunkt des Hauses. Die unzähligen Fensterchen, mit denen auch unsere Wohnung gespickt ist, werden mit Winters Anfang, also im September, zugespitzt und bleiben hermetisch verschlossen bis zum Winterende, also bis Mai. Weit über ein halbes Jahr lang kann also keine frische Luft in so ein Häuschen hinein. Die Wände der Zimmer gehen nicht bis an die Decke, sondern lassen einen Zwischenraum; damit sich die Wärme gleichmäßig über alle Zimmer von dem gewaltigen Ofen her ausbreitet. Die Folge davon ist aber, daß man auch an allen Gerüchen des Hauses teilnehmen muß und ihnen nirgends entgehen kann. Kocht unsere Popin Krautsuppe,

was einen scheußlichen Gestank mit sich bringt, müssen wir die Suppe wenigstens durch die Nase mitgenießen. Zündet sie ihren Samowar an, wozu sie die Holzkohle aus dem Ofen nimmt, so verbreiten sich die Kohlendämpfe durch alle Räume und betäuben uns mit der Zeit. Wir leiden ständig an den quälendsten Kopfschmerzen, vor denen man sich nur ins Freie, also in 20—30 Grad Kälte retten kann. Nur Russen und Wanzen können es auf die Dauer in solchen Häusern aushalten.

So sitzen wir in Eis und Schnee und warten. Warten auf das Ende des Krieges, auf das Ende unserer Varnittel und auf eine Möglichkeit, doch wieder von hier fortzukommen nach Deutschland.

Wir sind fast die einzigen, die diese Hoffnung noch nicht völlig aufgegeben haben. Es gibt einen Erlaß des russischen Ministers des Innern, wonach die Gouverneure das Recht haben sollen, Reichsdeutschen über 45 Jahre, wenn sie unverdächtig sind, einen Auslandspaß auszustellen. Kein Gouverneur tut das natürlich so ohne weiteres. Er weiß ganz genau, dieser Erlaß soll das Ministerium nur Deutschland gegenüber als human und anständig hinstellen. Wehe ihm, wenn er den Erlaß anders auffaßt. Für ihn gilt nur der Passus: „wenn sie unverdächtig sind“. Wer aber ist in Rußland „unverdächtig“? Das gibt es einfach nicht.

Wohl aber bietet dieser Erlaß dem Gouverneur einen Vorwand, falls er andere, für ihn triftigere Gründe haben sollte, einem Deutschen behilflich zu sein, sich für einen Augenblick dumm zu stellen und einen Auslandspañ zu geben. Ich kannte den Erlaß schon in Tiflis und baute seitdem darauf meinen Plan. Tifliser armenische Freunde von Einfluß unterstützten mich in meinem Plan und versprachen, ihn energisch und nach Kräften zu fördern. Die Hauptsache war nur, daß ich in das „richtige“ Gouvernement zu dem „richtigen“ Gouverneur kam, dem, den wir beeinflussen konnten. Nun war ich aber in ein „falsches“ Gouvernement geraten und hatte zu dem Gouverneur von Wjatka gar keine Beziehungen. Auch gilt er als einer der ganz wenigen, denen nicht beizukommen ist. Ich mußte also alles in Bewegung setzen, um aus diesem Gouvernement wieder fortzukommen in das andere, das „richtige“ Gouvernement. Wie sollte ich das aber anfangen? Das ging nicht von heute auf morgen, dazu mußte man warten, Geduld haben und eine günstige Gelegenheit erspähen, falls sie sich wirklich bot.

Also hieß es auch für uns zunächst: sitzen in Eis und Schnee und warten . . . Die Tage und Nächte sind wie aus Blei. Sie lasten und wollen nicht weitergehen. Wie schnell kann sonst die

Zeit vergehen? Hier rückt sie nicht von der Stelle, und Tage lasten wie Wochen . . .

Spaziergang bei 25 Grad Kälte, weil man es im Zimmer vor Kopfschmerzen einfach nicht länger aushalten kann. Es liegt doch wahrhaftig Schnee genug, aber die Bauern kommen immer noch nicht mit Schlitten in die Kreisstadt, sondern mit kleinen vierräderigen Wagen. Man erklärt mir das. Die paar Wege von den Dörfern zur Kreisstadt sind so voller Löcher, so tiefer Löcher, daß der bisher gefallene Schnee noch nicht ausreicht. Benutzen die Bauern jetzt schon den Schlitten, ginge das Ding beim ersten großen Loch in tausend Fetzen. Die Wägelchen mit den vier kleinen Rädern sind elastischer und halten die Strapazen besser aus . . . Das kann gut werden. Ich bin neugierig, wieviel Schnee wohl noch fallen muß, bis man Schlitten fährt . . .

Meine Frau wird auf die Polizei zitiert und erhält nun ebenfalls einen Gefangenenpaß. Die anderen Frauen hat man bisher damit verschont. Freilich kamen sie hier nicht zugleich mit ihren Angehörigen an, sondern erst später; sie kamen ihnen nachgereist. Meine Frau aber reiste mit uns Gefangenen und so erhält sie nun auch das blaue Büchlein, wonach es jedem Russen verboten ist, ohne Erlaubnis der Polizei ihr Wohnung, Nahrung oder Arbeit zu geben, wonach

es ihr verboten ist bei Androhung, erschossen zu werden, sich der Brücke über die Wjatta zu nähern oder sie gar zu betreten, wonach es ihr verboten ist, den jetzigen Aufenthaltsort ohne besondere Polizeierlaubnis zu verlassen. All unsere Einwendungen nützen nichts. Sie muß das Büchlein in Empfang nehmen, eine Quittung darüber ausstellen und zwei Kopeten für das Büchlein bezahlen. Das ist gewiß nicht viel, aber es ließt sich zusammen. Der Isprawnik bekommt diese Büchlein zwar vom Staat gestellt, aber er läßt sich dennoch besonders dafür bezahlen. Für jedes Büchlein zwei Kopeten. Ich habe in unserem Kreis die Gefangenenummer 1985. Der Isprawnik hat also dadurch bis jetzt 1985 mal 2 Kopeten verdient.

Unangenehm ist nur, daß meine Frau nun nicht nach Wjatta zum Gouverneur fahren kann, wie sie vorhatte. Der Gouverneur gilt als humaner Mann, der den Deutschen nicht übel will. Nun ist es nichts mehr mit der Reise, denn als Gefangene darf sie das Nest nicht mehr verlassen . . .

Sonnabend. Markt bei der Kirche und in der Nähe des Bahnhofs. Mit Hilfe einiger Deutscher, die die russische Sprache beherrschen, machen wir unsere Einkäufe bei den Bauern, die zu diesem Zwecke jeden Sonnabend in die Kreis-

Stadt kommen. Es hat seine Schwierigkeiten, weil es unaufhaltsam schneit, und man gar nicht erkennen kann, was eigentlich feilgehalten wird. Alles ist unter tiefem Schnee vergraben. Eier, Hühner, Kälber, und was es sonst noch alles geben mag. Man deutet auf einen Gegenstand, der sich nur höchst unklar von der Schneemasse darüber abhebt, und der Bauer oder seine Frau suchen ihn vom Schnee ein wenig zu säubern. Es ist ein Huhn oder ein Stück von einem Kalb oder dergleichen. Großes Handeln und Feilschen, ohne das es nie abgeht. So geht es von Stand zu Stand, bis man den Vorrat an Eiern, Fleisch und Geflügel für die Woche beisammen hat.

Es geht auf Mitternacht; die Kameraden, die uns Stat beigebracht haben, denn was soll man sonst anfangen, sind nach Hause gegangen, und wir gehen zu Bett, nachdem wir sorgfältig alle Wände, die Rissen und Lächer nach Wanzen abgesucht haben.

Da fahren wir auf, denn es klopft draußen. Es klopft an das Tor. Also muß ein Russe Einlaß begehren. Die Deutschen klopfen an die Fenster, was ein Russe nie tun würde, außer bei Feuergefähr. Es klopft immer wieder, aber wir kümmern uns nicht darum. Es muß ein Russe sein. Mag sich die Popin darum kümmern.

Endlich schlurft die alte Magd Agrasiena von

ihrem Nachtlager auf dem Ofen herunter und schlurft zur Thür, die sie aber nicht öffnet. Ein langes Gerede hin und her, das immer lauter wird, denn Agraſiena iſt ſehr ſchwerhörig.

Run horche ich, denn mir kommt es ſo vor, als ob jemand deutſch fluche. Ich ſchlüpfe in den übel duftenden Hammelpelz, den ich mir für dreißig Rubel erſtanden habe, denn im Flur iſt es bitter kalt.

Als die alte Magd mich erkennt, bekommt ſie Mut und öffnet die Thür. Davor ſteht ein völlig verſchneiter Ruſſe und hinter ihm ein völlig verſchneiter anderer Mann, der meinen Namen nennt, und zwar deutſch.

Ich rufe meiner Frau, und wir ziehen den Landsmann, den wir von Tiſlis her kennen, ins Zimmer. Aber er will nicht ins Zimmer. Er iſt zu verlaſt. Es iſt unmöglich, daß er uns ſo ins Zimmer kommt. Er tut das unter keinen Umſtänden. Wenn ich ein paar alte Sachen habe, ſoll ich ſie ihm zuwerfen, ihm aber ja nicht zu nahe kommen. Er wird ſich damit in das Kloſett zurückziehen, ſeiner Kleider ſich entledigen, ſie durch das Thor auf die Straße werfen, ſich dann in der Küche bei Agraſiena ein wenig waſchen und ſich erſt dann präſentieren.

„Aber Menſch, auf dem Kloſett müſſen Sie ja erfrieren!“



Er lacht grimmig. Er sei an Schlimmeres gewöhnt. Das mache ihm nichts.

Gott sei Dank, daß wir den Spiritustocher haben. Meine Frau brät Koteletts und ich mache den Samowar fertig. Halt, ich habe ja noch einen Rest Kognak, ein kostbares Heiligtum, das nur in Anspruch genommen werden soll, wenn eins krank wird. Ich werde ihn dem Gast opfern. Es ist einer von denen, die wie gemeine Verbrecher durch Eiflis, aneinandergesesselt, geschleppt wurden.

Meine Frau kocht, ich trage Teller und Messer auf. Mein Gott, was wird der arme Mensch durchgemacht haben? Und wie mag er sich bis zu uns hierher durchgefunden haben?

Es vergeht eine halbe Stunde. Endlich tappt er in die Küche zu Ugrasiena. Er spricht Russisch und kann sich ihr verständlich machen.

Meine Frau kocht und ich geh' hinaus zu ihm. Es ist noch warmes Wasser da, mit dem er sich lange und nachdrücklich behandelt. Dann schlüpft er wieder in meinen Nachtanzug, denn etwas anderes konnte ich ihm nicht bieten.

„Was wird Ihre Frau sagen? Darf ich wirklich in diesem Aufzug zu Ihnen hinein?“

Ich nehme ihn unter den Arm. Er geniert sich gräßlich. Es ist ein gebildeter Mensch, Anfang der Dreißig, der in Gotha sein Einjähriges gemacht hat. Es ist ihm schauerhaft peinlich.

Ich beruhige ihn. Wir freuen uns doch nur, ihn wiederzusehen.

Er tritt ins Zimmer und seine Rüstern weiten sich. Gebratenes Fleisch, gibt es das noch auf der Welt? In Butter gebraten, das riecht er sofort.

Wir setzen ihn in einen unserer Prunkessel, den wir an den Tisch gezogen haben. Er will erzählen, alles erklären, aber erst soll er essen, zum Erzählen ist noch lange Zeit.

Und er isst. Ein Kotelett, das zweite, das dritte, und eine Menge Brot, und trinkt Tee dazu, viel Tee mit viel Zucker. Er kann gar nicht genug bekommen. Muß er ausgehungert sein!

„Ich glaube, ich darf nicht mehr?“ wendet er sich an meine Frau, von der er weiß, daß sie Medizin studiert hat.

Ich schenke ihm Kognak ein.

Er strahlt und schluckt drei Glas. „Nun werde ich das Essen bei mir behalten können,“ meint er befriedigt. „Ich hatte schon Angst...“ Er lächelt verlegen, er weiß gar nicht mehr recht, wie er sich benehmen soll.

Wir zünden uns Zigaretten an.

„Wissen Sie noch, damals in Tiflis?“

Wir nicken.

„Die Hunde haben uns gefesselt zur Bahn getrieben. Alle Bekannten waren auf der Straße,

sich das Schauspiel anzusehen. Was sollte ich tun? Sie anflennen? Ich habe gelacht und ihnen lustig zugewinkt, nicht wahr?... Aber wissen Sie, die letzte Nacht in Tiflis, das war fürchterlich. Wir wurden in ein anderes Zuchthaus gebracht in einen Raum mit allen Verbrechern, die mit uns verschickt wurden. Nebeneinander, aneinandergedrückt wie die Heringe, mußten wir auf dem feuchten Steinboden liegen. Keiner konnte sich umdrehen, so eng war es. Wir mußten alle mit aufgestütztem Arm auf der Seite liegen. Mehr Platz gab es für den einzelnen nicht... Und diese Verbrecher! Wie sie stanken und sich aufführten! Und dann auf dem Weg zur Bahn schritten sie vor uns her, achtzig Kerle, schwer in Ketten, die schleiften. Wie das duftete, und der Staub, den sie vor uns aufwirbelten... Meine Frau hat es Ihnen ja wohl erzählt... Sie war auf der Bahn. Ihre Frau ja auch. O, ich erinnere mich sehr gut. Die Frauen wollten mir noch Geld geben und warme Sachen, aber es war nicht erlaubt... In Batumi kamen wir dann wieder ins Gefängnis. Es war noch schmutziger und feuchter als das in Tiflis. Da blieben wir drei Tage, bis die noch zu erwartenden Verbrecher aus dem ganzen Gouvernement zusammen waren. Dann ging es wieder gefesselt durch die Stadt nach dem

Bahnhof. Wir fuhren nach Koston. Wieder ins Zuchthaus. Es regnete gewaltig. Im Hof des Zuchthauses mußten wir uns ausziehen. Bis auf die Haut. Unsere Sachen wurden genau durchsucht. Einige hatten sich einige Rubel eingnäht. Wenn man sie fand, steckte sie der Beamte einfach in die Tasche. Und fand einer kein Geld, dann schimpfte er uns aus. Wissen Sie, mit echt russischen Flüchen. Das kann sich kein Mensch vorstellen . . . Dann ging es nach Moskau. Es war bitterkalt, und wir froren wie die Schneider. Wir hatten ja nur Sommersachen. Da kamen wir ins Zentralgefängnis. Es war voll mit Deutschen. Einmal erhielt ich Besuch durch einen Freund, der mir heimlich Geld zusteckte. Hier blieben wir zehn Tage . . ." Er springt auf und verschwindet, um mit einem alten, schmutzigen Zettel zurückzukehren, den er mir reicht. „Sehen Sie, für das Nachtquartier im Zuchthaus haben wir noch zahlen müssen. Zehn Kopelen pro Nacht und pro Mann.“

„Aber wie kann man denn Geld erheben, wenn Sie keines haben?“

„Die Regierung hat doch vor unserem Abtransport bei unseren Familien 30 Rubel pro Kopf erhoben. Für die Kosten unseres Transports. Wissen Sie das nicht?“

Nein, das wußte ich in der Tat nicht. Aber echt russisch war es schon.

Er beginnt wieder: „Und das Essen, wissen Sie! Was haben wir zusammengehungert. Unterwegs bekamen wir fast nie etwas. In den Zuchthäusern gab es auch für uns die gewöhnliche Verbrecherkost. Ich bin doch ein halber Russe, aber selbst mein Magen verträgt das nicht. Ich habe um die sogenannte Adelskost gebeten, die pro Portion 25 Kopeten kostet . . .“

Er sieht mein erstauntes Gesicht und erklärt: „Die Bezeichnung stammt noch aus den Zeiten, da die meisten politischen Verbrecher sich aus Adelskreisen rekrutierten. Sie durften sich in den Etappengefängnissen für ihr Geld selbst beköstigen, das heißt, die Zuchthaukantone lieferte ihnen ein etwas anderes Essen als das gewöhnliche. Das ist eben die Adelskost. Aber in Moskau war sie um nichts besser als die gewöhnliche Kost . . . Endlich geht es weiter über Wologda und Wjatka. Wohin, weiß ich nicht. In Wjatka werden wir ausgeladen und müssen zu Fuß im Schnee über Land. Endlich kommen wir des Abends spät in Drlow an. Wieder in das Gefängnis. Drei Tage hatten wir so gut wie nichts gegessen. Zwei von uns waren unterwegs zusammengebrochen und gestorben . . .“

„Wer war denn das?“

Er weiß es nicht.

„Die Gendarmen waren wütend. Nun waren auf einmal zwei Nummern weniger, als in ihren Papieren stand. Das ging doch nicht. Es gab einen großen Aufenthalt, bis die Polizeibehörde endlich unseren Gendarmen den Abgang zweier Nummern bescheinigte. Sonst hätten wir wieder Aufenthalt in einem Zuchthaus nehmen müssen.“

„Waren die zwei Nummern Deutsche?“

„Aber natürlich.“ Und er fährt fort: „In Orlow, im Zuchthaus, legen wir uns mit knurrendem Magen auf den Boden. Der Hunger quält. Unser Nachtquartier haben wir gratis, das Gefängnis. Aber sonst kümmert man sich nicht um uns. Es ist zwar verboten, zu betteln, aber was soll man machen, wenn man Hunger hat und nicht einmal ein Messer oder einen Strick, um sich umzubringen? Man bettelt eben doch, und ab und zu bekommt man auch einmal ein Stück Brot und ein Ei. Das teilen wir dann miteinander . . .“

Er schweigt eine Weile.

„Aber eine große Freude haben wir doch gehabt. Denken Sie nur, eines Morgens wachen wir im Zuchthaus auf durch Gesang. Was hören wir? Die Wacht am Rhein! Wer singt sie? Ostpreußen, die eben hier abgeliefert wurden. Da haben wir mitgesungen. Aber feste, sag' ich Ihnen . . . Und an den Hunger hat keiner gedacht . . .“

Er schweigt wieder eine Weile.

„Eines Morgens werde ich herausgerufen. Im Hof steht ein Gendarm zu Pferd und heißt mich mitkommen. Er trabt mir voraus, ich trabe hinter ihm drein zur Polizei. Dort wird mir eröffnet, der Gouverneur habe befohlen, daß ich auf Wunsch meiner Mutter nach K. dürfe im Gouvernement Biatka . . . Das war ja nun sehr schön, aber wie soll ich dahin kommen, denn Geld habe ich nicht? Die Polizei sagt, das gehe sie nichts an, das sei meine Sache. Das ist leicht gesagt. Laufe zu Fuß! brüllt der Isprawnik. Er hat gut brüllen. Von Drlow nach K. sind 80 Werst. Winter ist auch, 25 Grad Kälte. Wie soll ich das überstehen? Da bleibe ich vorläufig immer noch lieber hier. Aber der Isprawnik sagt, ich darf nicht mehr hier bleiben, da der Gouverneur mir einen anderen Aufenthaltsort angewiesen hat. Ich muß noch heute Drlow verlassen. Sonst werde ich weiter verschickt. Was tun? Keinen goldenen Ehering hat man mir noch nicht abgenommen. Ein Gendarm liebäugelt schon lange mit dem schweren Ring. Vielleicht kann ich den Ring bei ihm versetzen und bekomme einige Rubel, um wenigstens einen Schlitten nehmen zu können. Der Gendarm geht darauf ein, und so fahre ich denn hierher. Aber als wir hier ankommen, ist kein Haus mehr auf, nirgends mehr

Licht. Endlich sehen wir Licht in diesem Haus, und so bin ich hierher gekommen.“

Er sieht auf die Uhr und meint voller Unruhe: „Meinen Sie, daß es nicht besser wäre, ich melde mich jetzt gleich auf der Polizei? Man hat mir in Orlow befohlen, das sofort zu tun.“

Es ist zwei Uhr in der Nacht. Wir beruhigen ihn. Das hat morgen noch Zeit.

„Meinen Sie wirklich?“

Endlich gibt er nach und gähnt, ohne es verbergen zu können. Wir wollen ihm unser Bett abtreten, aber das läßt er nicht zu, lieber geht er gleich wieder auf die Straße. Nein, unter keinen Umständen nimmt er das Bett. Aber, wenn wir gestatten, legt er sich hier auf den Boden.

Schon um fünf Uhr ist er wieder auf den Beinen. Das ist er seit Wochen nicht anders gewöhnt. Auch läßt es ihm keine Ruhe länger, er muß jetzt unbedingt zur Polizei. Sonst bestraft man ihn, sonst steckt man ihn wieder ins Zuchthaus oder verschickt ihn, wer weiß wohin.

Es ist ihm nicht auszureden. Ich muß mit ihm zur Polizei.

Ich finde ihn sehr verändert, nun er den ersten Drang zur Mitteilung befriedigt hat. Er ist stumm und blickt immer scheu um sich. In Lissabon war er der vergnügteste Mensch, den man sich denken kann, und immer voll dummer Streiche. Ich

kenne ihn ja schon lange, schon von früheren Besuchen in Tiflis her.

Plötzlich faßt er mich am Arm und flüstert mir ins Ohr: „Sie müssen alle verhungern in Drlow, alle.“

Ihm laufen die Tränen über die Backen. Wir auch.

Unter russischen Rekruten

Vom Bahnhof her klingt Gesang, Rekrutengesang. Wir Deutschen sind zahlreich auf der Hauptstraße versammelt. Die Russen bleiben lieber in ihren Häusern. Ein Trupp von hundertfünfzig Mann zieht singend vorüber, geleitet von Polizisten. Ziemlich ruppig sehen die Leute aus. Wenigstens für unsere Begriffe . . .

Auf dem Rückweg nach Hause begegnet uns wieder ein Trupp. Sechs Mann hoch kommen sie uns auf dem schmalen Holztrottoir entgegen. Sie schließen sich dichter aneinander und scheinen gewillt, uns nicht ungeschoren vorüber zu lassen. Ihnen auszuweichen, dazu ist es zu spät. Meine Frau geht vor. Ich diene als Rückendeckung mit meinem Knüppel. Da meine Frau keine Furcht zeigt, machen die Rekruten ihr unwillkürlich so weit Platz, daß sie zwischen ihnen durch kann. Ich hinterdrein. Aber schon drehe ich mich um, denn man will von rückwärts über mich herfallen, schwinde den Knüppel, und schon sind auch die Rekruten vom Trottoir in den Schnee auf die Fahrstraße gesprungen. Erst als wir schon weit fort sind, fliegen Steine hinter uns drein, aber sie treffen nicht . . .

Jeden Tag kommen neue Trupps mit Gesang

vom Bahnhof her . . . Einzelnen gehen wir fortan nur noch abends aus, wenn es dunkel geworden ist. Die Rekruten zeigen sich nur tagsüber auf der Straße. Abends verkriechen sie sich in ihre Häuser. Diese unterernährten Menschen fürchten sich vor der Kälte.

Unsere Frauen dürfen nur noch unter männlichem Schutz auf die Straße. Einzelnen Frauen gegenüber haben die Rekruten Mut. Sind aber zwei oder drei Männer dabei, vergeht ihnen der Mut. Er reicht dann höchstens noch dazu, aus der Ferne mit Steinen zu werfen und zu schimpfen. Beides tut uns weiter nicht weh . . .

Heute endlich einmal Sonne und heller Tag. Alles verläßt die Häuser und promeniert. Der riesigen Schneemassen wegen ist eine solche Promenade aber nur auf der Hauptstraße möglich, denn hier kehrt man mit einiger Regelmäßigkeit den Schnee vom Trottoir auf die Fahrstraße.

Sogar die Ortsbewohner promenieren. Natürlich auch die Rekruten. Wir immer in größeren oder kleineren Trupps dazwischen. Es fehlt nicht an anzüglichen Bemerkungen, und einige Polizisten beginnen gegen uns zu hezen. Nicht weit vor uns her geht ein uns flüchtig bekannter Deutsch-Pole mit seiner Frau, die erst kürzlich beide hierher verschickt wurden, beides schwächliche Menschen. Ein größerer Trupp Rekruten kommt

ihnen entgegen. Neben ihnen auf der Fahrstraße ein Gendarm zu Pferd. Er heßt sie auf gegen die Deutschen. Er spricht so laut, daß wir sogar seine Hezereien verstehen. „Laßt ihr euch das gefallen? Seht ihr nicht all diese Deutschen, unsere Feinde, die daheim die Unsrigen totschlagen? Wollt ihr ihnen nicht auch einen Denzettel geben? Wo ist euer Mut, Brüderchen?“ Da haben sie auch schon das schwächliche polnische Ehepaar zwischen sich und verprügeln sie. Die Ortsbevölkerung stieht auseinander. Wir kommen dem Ehepaar zu Hilfe, so schnell es geht. Ein Teil der Rekruten läuft davon. Die drei Mutigsten erwischen wir noch, nehmen sie in die Mitte und marschieren zur Polizei. Jede Belästigung der Deutschen ist vom Gouverneur erst kürzlich wieder durch einen Erlaß aufs strengste verboten worden. Der Gouverneur von Biatka ist ja kein Deutschenfresser. Diesmal soll ein Exempel statuiert werden, daß den Burschen die Lust zu weiteren tätlichen Angriffen vergeht. Der Isprawnik und sein Neffe sind auf der Polizei. Ihnen treiben wir die drei Rekruten zu. Der Isprawnik und sein Neffe sind sichtlich in größter Verlegenheit. Sie wollen es nicht mit den Rekruten verderben, aber auch nicht mit uns, damit wir uns weiter erpressen lassen. Ein Protokoll soll aufgenommen werden. Schön.

Aber wir verlangen ganz energische Bestrafung der drei, die über zwei wehrlose Deutsche hergefallen sind. Der Pole blutet aus einer Kopfwunde und seine Frau hat ein ganz verschollenes Gesicht, so hat man sie geohrfeigt. Ein großes Hin und Her und Durcheinander auf der Polizei. Die Rekruten nehmen einen günstigen Augenblick wahr. Die Polizei unterstützt sie dabei. Sie brechen aus dem Lokal und laufen, was das Zeug hält, ohne daß die Polizei sie hindert.

Wenn wir diesmal nachgeben, sind wir keinen Augenblick mehr unseres Lebens sicher. Der Tilsiter und der Berliner waren bei der Schlägerei, sie werden die Burschen schon wiedererkennen. Die drei dringen einfach ein in das Rekrutenquartier, und bald darauf kehren sie mit den Übeltätern zurück. Der Isprawnik windet sich. Das paßt ihm gar nicht. Der Architekt, der Vertrauensmann des kleinen deutschen Hilfskomitees ist, sagt, daß er jetzt sofort ein Telegramm an den Gouverneur abschickt, und verläßt das Lokal. Auf einen Wink von ihm folgen wir. Wer die Übeltäter sind, das ist nun festgestellt. Mag die Polizei machen, was ihr gut dünkt, wir wenden uns an den rechtlich denkenden Gouverneur. Nur nicht nachgeben. Zwei Tage später trifft eine Sotnie Kosaken von Wjatta ein, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Wir haben gesiegt, und die Rekruten werden sich

hüten, noch etwas Ernstliches zu unternehmen gegen uns.

Einer der Kosaken wird im Haus unseres Berliners einquartiert, der ja vorzüglich Russisch spricht. Der Kosak steht an der Wand eine Karte und sagt: „Nun zeige mir einmal, wie ist das eigentlich. Wie groß ist Rußland?“

Der Berliner zeigt es ihm auf der Karte.

„Und wo sind Frankreich und England, und wie groß sind sie?“

Unser Berliner zeigt es ihm.

„Und wo ist Deutschland?“

Der Berliner legt den Finger darauf.

Der Kosak steht eine Weile stumm und nachdenklich. Dann stößt er einen fürchterlichen Fluch aus und brüllt: „Und wie ist es möglich, daß dies kleine Deutschland uns alle zusammenhaut?!“

Darauf antwortet unser Berliner nicht. Die Antwort mag sich der Kosak selber suchen, wenn er dazu imstande ist . . .

Das Nest wimmelt von Rekruten. Es müssen mehrere Tausend sein. Und nun kommt auch noch sibirischer Landsturm dazu. Jetzt werden die Leute am Bahnhof in Baracken untergebracht. Die Kleinstadt gleicht Wallensteins Lager . . .

Sechzig deutsche Matrosen sind angekommen. Im Sommer hat man sie von ihren Handelsschiffen im Schwarzen Meer fortgenommen.

Jetzt ist November, jetzt erst sind sie hier gelandet. Monatlang hat man sie durch die Gefängnisse geschleppt. Das bare Geld hat man ihnen abgenommen und ihnen dafür Quittungen über die Beträge in die Hand gedrückt. Aber für die Quittungen bekommen sie nichts zu essen. In ihren blauen Sommerkitteln sollen sie jetzt durch Schnee und Eis fünfzig und hundert Werst weit bei 20 Grad Kälte in die Dörfer. Das ist zu viel. Die Sechzig rotten sich zusammen und rücken dem erschrockenen Isprawnik direkt auf die Bude. „Das Geld hat man uns fortgenommen, für die Quittungen gibt man uns nichts. Wir sind nicht gewöhnt, zu betteln. Aber wir geben dir unser Wort als deutsche Matrosen: Haben wir nicht in einer halben Stunde genug zu essen und stehen nicht in einer Stunde für uns alle Schlitten bereit, damit wir auf die Dörfer fahren können, wie es sich gehört, — so wahr wir deutsche Matrosen sind, wir stecken dir das ganze Nest an allen vier Ecken in Brand!“

Und es kommt Essen und es gibt Schlitten, und der Isprawnik tut alles, um die sechzig Mann zufriedenzustellen. Sechzig Mann ohne Waffen in einer Kreisstadt von 4000 Einwohnern, die zurzeit außerdem noch Tausende von Rekruten und Landsturmlenten, eine Sotnie Kosaken

und eine Menge Polizei und Gendarmerie beherbergt, und die sechzig Mann bestehen einfach auf ihrem Recht, man sieht, daß sie gegebenenfalls ihre Drohung wahr machen, — und die sechzig Mann bleiben Herr und erreichen, was sie wollen. Das ist die Methode, mit russischen Behörden umzugehen, wenn sie ganz genau wissen, daß sie im Unrecht sind. Und als die sechzig Mann in den Schlitten sitzen, weigert sich die Bedeckungsmannschaft mitzufahren. Sie hat Angst vor diesen Männern. Und in dem ganzen Nest findet sich niemand, auch die Kosaken nicht, die diese Männer begleiten wollen. Alle haben Angst vor ihnen.

So ziehen denn unsere sechzig Matrosen ohne Bedeckungsmannschaften in die ihnen zugewiesenen Dörfer, melden sich bei der Ortspolizei, wie es sich gehört, und werden von ihr behandelt — wie es sich gehört . . .

Immer mehr Typhus gibt es unter den Deutschen, immer mehr Not. Wir tun, was wir können, unser kleines Hilfskomitee arbeitet, was in seinen Kräften steht. Es wird für die ärmsten unter uns gemeinsam gekocht. Wir mieten für ganze Trupps gemeinsame Zimmerchen, damit sie wenigstens eine Unterkunft haben. Jeder, der irgend kann, nimmt einen Deutschen oder Österreicher zu sich und füttert ihn mit durch.

Wir haben einen österreichischen Großbauer aus der Lemberger Gegend bei uns. Ein fünfzigjähriger Mann. Einst wohlhabend, in seiner Gemeinde hoch angesehen, Kirchenrechner und dann Ortschulze. Jetzt ist er ein Bettler. Neun Kinder hat er daheim, meist kleine Kinder. Was mag aus ihnen geworden sein? Er weiß es nicht.

Nicht wahr, die russische Regierung ist doch wirklich human und gesittet? Sie steckt uns nicht in Konzentrationslager, wie Engländer und Franzosen es mit den Deutschen tun. O nein, sie läßt uns frei herumlaufen. Sie gibt uns nicht miserable Kost, wie es in französischen und englischen Konzentrationslagern vorkommen soll. O nein, lieber gibt sie uns gar nichts als etwas Schlechtes!... Zu den Rekruten, die immer noch nicht eingekleidet sind, und dem russischen Landsturm und Kosaken kommen nun auch noch von Tag zu Tag mehr russische verwundete Soldaten von der Front. In den Großstädten ist kein Platz mehr, sie sind schon längst von oben bis unten vollgepfropft mit Verwundeten. Man muß die armen Teufel jetzt schon nach Sibirien schicken. Da ist Platz, es ist ja 25 mal so groß wie Deutschland...

Einige unter uns haben Russinnen zu Frauen. Sie besuchen die Verwundeten und erzählen dann, was sie gesehen und von ihnen gehört

haben. Auf den Schlachtfeldern Polens und Galiziens hat man ihnen Notverbände angelegt und sie dann einfach nach Sibirien abtransportiert, ohne sich noch weiter um sie zu kümmern. Drei, vier Wochen waren sie unterwegs, bis sie endlich im hiesigen Lazarett ankamen. Nun sind ihre Wunden vereitert und Beine und Arme müssen amputiert werden, da hilft alles nichts. Sie alle werden als jämmerliche Krüppel herumlaufen ihr Leben lang . . . Und die Verpflegung in der Front? Jämmerlich! Sie erzählen, wie froh sie waren, wenn sie auf dem Schlachtfeld als Verwundete in der Nähe von deutschen Verwundeten zu liegen kamen. Jeder Deutsche hat Verbandstoff und alles, was dazu gehört, bei sich, und sie haben ihnen immer gern geholfen, so gut es ging. Ja, sie haben sogar Schnaps bei sich, man denke! Und dann hat jeder sogar Delikatessen, wie sie die „eiserne Ration“ nennen. So gut haben es die Deutschen. Wenn das kleine Deutschland das alles für seine Soldaten tun kann, warum sorgt das große Rußland so schlecht für uns? So erzählen die Verwundeten jedermann, der sie besucht . . . Und die Deutschen siegen. Man kann einfach nicht gegen sie aufkommen.

Es ist eine unglaublich große Dummheit von der russischen Regierung, die Verwundeten durch

das ganze riesige Reich zu schicken, denn aus ihren Erzählungen erfährt nach und nach das ganze Reich bis ins kleinste Dorf hinein die Wahrheit. Dagegen ist kein Zensor gewachsen . . .

Ein altgedienter russischer Unteroffizier, dem man einen Arm hat abnehmen müssen, ist wieder wegfähig. Er besuchte die Frau eines unserer Kameraden, die im Lazarett häufiger bei ihm war. Er bekommt von uns Zigaretten und Tee und Essen, der arme alte Kerl, um den sich außer uns Deutschen niemand kümmert. Er ist sehr dankbar dafür und betrachtet uns bald als gute Kameraden. Er wird immer offener und erzählt eines Tages folgendes: „Ich habe schon vor zehn Jahren den Feldzug gegen Japan mitgemacht. Aber nie sah ich einen Japaner. Immer nur tote und verwundete Russen. Erst als der Krieg aus war, sah ich Japaner. Und jetzt war ich in Ostpreußen gegen die Deutschen. Aber nie sah ich einen Deutschen. Immer nur tote und verwundete Russen. Eines Tages aber fährt Artillerie bei uns auf, und was sehe ich? Japaner bedienen die Geschütze. Ich sage es den andern, und da haben wir sie alle niedergeknallt, die Hunde, die Japaner, unsere Feinde.“

O du mein Rußland!

Wieder einmal beim „Generalstab“. Große Aufregung. Vor Warschau ist entschieden etwas

nicht in Ordnung. Kein Zweifel, die Deutschen ziehen sich zurück. Aber es kann doch kein fluchtartiger Rückzug sein, da die Deutschen dabei alle Straßen und Brücken, Wege und Stege so gründlich zerstören, daß die russischen Zeitungen ein lautes Jammergeschrei erheben. Auch merkt man ihnen an, daß dieser Rückzug den Russen selbst ganz überraschend kommt und sie sich seinen Grund gar nicht erklären können. Sie raten hin und her, das ist alles. Nun, Hindenburg wird ihnen eine Falle stellen, trösten wir uns . . .

Sonntag Morgen. Die Glocken läuten und läuten. Es muß etwas Besonderes los sein. Hoffentlich kein russischer Sieg. Das läutet und läutet. Ich habe keine Ruhe mehr in unserem hermetisch verschlossenen Zimmer. Ich gehe auf die Straße. Der Hauptkirche zu. Ich treffe unseren Freund, den bayrischen Ingenieur. Es hat ihm im Zimmer auch keine Ruhe gelassen. Nur kein russischer Sieg, nur das nicht!

Der weite Platz vor der Hauptkirche ist schwarz von Menschen. An der Peripherie des Platzes stehen einige Gendarmeriepferde im Schnee und Publikum. Ein laut gebrülltes Kommando. In die Menschenmassen auf dem Platz kommt Bewegung. Sie ordnen sich in langen Reihen. Einige haben sogar Gewehre. Das sind ja die Rekruten! Das heißt, sie sind jetzt schon Sol-

daten und unterstehen der Militärgerichtsbarkeit. Zwischen ihnen einige Landstürmler mit Gewehren.

Was hat das wohl zu bedeuten? Aha, wir entnehmen den Gesprächen der Umstehenden, daß den jungen Soldaten zwei neue Fahnen überreicht werden sollen.

Wir stehen und sehen zu. Falstaffs Rekruten! Eine vollständige Uniform hat keiner. Der eine trägt eine Militärmütze, der andere eine Pelzmütze. Der eine hat einen Militärmantel, der andere hat überhaupt keinen Mantel. Jeder Militärmantel hat Aufschläge in einer anderen Farbe, sie kommen also von ganz verschiedenen Regimentern. Einen Uniformrock haben nur einige Landstürmler. Alle anderen haben ihre Bauernzivilkleider an. Militärstiefel hat überhaupt niemand. Toll sieht das aus. Der eine Landstürmler hält das Gewehr auf der linken, der andere auf der rechten Schulter. Einer hält es wie einen Spazierstock, ein anderer wie eine Angel. Zu verrückt!

Die Glocken läuten heftiger, die Popen treten aus der Kirche mit den geweihten Fahnen. Es wird eine Ansprache gehalten. Dann spielt eine Kapelle die Nationalhymne. Das Publikum singt mit, die Soldaten nicht. Sie schreien unausgesetzt, unaufhörlich: „Urra! urra! urra!“ dazwischen...

Ein toller Betrieb . . . Gleich wird die Feierlichkeit aus sein, und wir zwei drücken uns vom Platz fort und gehen langsam einer Seitenstraße zu. Wir sprechen leise Deutsch miteinander und tauschen unsere Eindrücke aus. Plötzlich fällt wenige Schritte vor uns ein altes Mütterlein in die Knie und bekreuzigt sich. Wir achten nicht weiter darauf. Aber immer mehr Menschen, die uns entgegenkommen, sinken in die Knie und bekreuzigen sich. Was ist denn das nun wieder? Wir sind doch keine russischen Popen, daß man uns solche Ehrfurcht erweist? Wir sehen uns um, und nun verstehen wir die Leute. Gerade hinter uns schlendern die beiden Fahnenträger mit den beiden neu geweihten Fahnen. Der eine hat sie geschultert wie eine Heugabel. Der andere hält seine Fahne über sich wie einen Regenschirm. Wir biegen seitwärts ab. Schließlich setzt es sonst doch noch Reile, wenn die Leute erst merken, daß ausgerechnet zwei deutsche Gefangene ihren neuen Fahnen voranschreiten.

Bereidigte Rekruten kommen in Scharen an uns vorbei. Immer noch: Falstaffs Rekruten. Daß sie jetzt Soldaten sind, erkennt man nur an dem Abzeichen in Kreuzform, das jeder vorne an der Mütze hat. Aber es sind keine Soldatenmützen. Sie schlendern durch die Kälte mit blassen, eingefallenen Gesichtern, zusammenge-

zogenen Schultern und krummen Rücken. Kriegerisch sehen sie wahrhaftig nicht aus . . . Herden, die zur Schlachtbank getrieben werden. Noch nie haben wir zwei, der Bayer und ich, mit solcher Deutlichkeit die schauerliche Plastik des Ausdrucks empfunden: Kanonensfutter.

Die Befreiung

Eine Russin, die Frau eines Deutschen, ist auf seine Veranlassung nach Wjatta gefahren, dort die Gefangenenlisten einzusehen. Ihr Mann hat ihr nicht mitgeteilt, welches Interesse wir daran haben. Es ist besser, sie weiß das nicht. Wir möchten nämlich gerne erfahren, was für Deutsche in dem „richtigen“ Gouvernement untergebracht sind und ob sich darunter nicht Tifliser Bekannte befinden.

In einer Kleinstadt des „richtigen“ Gouvernements lebt ein guter Bekannter von uns. Wir schicken ihm folgendes Telegramm: „Dein Better (und nun folgt mein Name) lebt hier, hat erfahren, daß du dort lebst, und bittet den Gouverneur, zu dir reisen zu dürfen. Bitte du auch.“

Wir sind zwar keineswegs verwandt und der Mann wird zunächst über das Telegramm verblüfft sein, aber wenn er nicht auf den Kopf gefallen ist, wird er auf die Betternschaft eingehen und verstehen, daß wir unsere Gründe dafür haben.

Wir haben uns nicht verrechnet, wie sein Antworttelegramm beweist. Er hat schon an seinen Gouverneur telegraphiert und ich telegraphiere jetzt an meinen. Es wäre ja nicht das erstemal, daß Gouverneure gestattet haben, daß Verwandte auf Antrag zueinander übersiedeln dürfen.

Nach wenigen Tagen schon erhalte ich die Erlaubnis, mit meiner Frau zu meinem Vetter in X, Gouvernement Y, unter polizeilicher Besetzung übersiedeln zu dürfen.

Die Kameraden freuen sich, daß der Streich gelungen ist. Sie haben alle ein Interesse daran, mich in meinem Bestreben, aus der Kaufesfalle wieder herauszukommen, zu unterstützen. Sie denken, so erfährt man doch endlich in Deutschland, wie die russische Regierung mit uns umspringt, und die deutsche Regierung wird dann schon dafür Sorge tragen, daß unser Los menschlicher wird.

Wir nehmen Abschied voneinander. Es ist eine schwere Stunde. Wie viel haben wir gemeinsam durchgemacht. Das bindet aneinander. Alle wollen uns an die Bahn begleiten, aber das Betreten des Bahnhofes ist den Deutschen verboten. Ach was, denken die meisten, wir gehen doch mit. Ob sie uns dann für einige Tage oder Wochen einsperren, darauf kommt es nun auch nicht mehr an. Aber schließlich siegt doch die Vernunft.

Niemand begleitet uns auf die Bahn außer zwei Polizisten, die uns in dem neuen Gouvernement abliefern müssen.

Die Prozedur auf der Polizei in X ist dieselbe, die wir schon von Wjattka her kennen. Von der Polizei werden wir zu unserem „Vetter“ gebracht, bei dem wir wohnen.

In diesem Gouvernement herrscht ein schärferer Wind gegen die Deutschen. Der Gouverneur ist ein Deutschenfresser, und jeder Isprawnik im Gouvernement weiß es und richtet sich danach. Man darf bei Anbruch der Dunkelheit überhaupt nicht mehr ausgehen. Mehr als drei Deutsche dürfen sich auch am Tage zusammen nicht auf der Straße zeigen. Deutsch zu sprechen, ist verboten und wird mit Gefängnis bestraft. Wer nicht Russisch kann, hat eben stumm zu sein. Die Stuben der Deutschen werden regelmäßig von Polizisten revidiert. Es gibt Hausfuchungen und andere Schikanen mehr. Aber trotz alledem lassen sich die Deutschen auch hier nicht unterkriegen. Ihre Anpassungsfähigkeit ist staunenswert. Ihre Mittel sind freilich noch beschränkter als die der Deutschen in Wjarka, aber auch hier hat man gemeinsame Küchen für die Armsten eingerichtet und gemeinsame Stuben für sie gemietet. Auch hier findet meine Frau sofort reichliche Arbeit an Kranken, deren man sich ganz besonders annimmt. Man hat sogar ein förmliches Überwachungssystem organisiert, das den Deutschen zugute kommt, die an schweren Depressionen leiden, sich in ihre Hütten wie in Höhlen verkriechen und sich eines unbewachten Augenblicks aufhängen würden. Diese armen Kameraden mit den zerrütteten Nerven werden nicht einen

Augenblick allein gelassen. Am meisten Sorge macht uns ein Kunstmaler aus dem Kaukasus. Er gehörte zu denen, die gefesselt durch Tiflis getrieben wurden, und der mit den zweiundzwanzig anderen durch sieben russische Zuchthäuser mußte, bevor er hier ankam. Das hat ihn geistig und seelisch gebrochen.

Auch darf hier in der Kreisstadt wirklich niemand bleiben, der nicht 45 Jahre alt ist oder Arbeit gefunden hat. Alle anderen sind längst auf die Dörfer verschickt worden und müssen dort langsam zugrundegehen. Mit Bestechung kann man hier nicht arbeiten. So sind denn außer den Deutschen über 45 Jahre nur noch eine größere Anzahl Musikanten hiergeblieben. Sie haben sich zu einer Kapelle zusammengesetzt und geben jede Woche zweimal ein Konzert im russischen Klub. Aber auch hier müssen sie die Hälfte des kümmerlichen Verdienstes an die Polizei abliefern für — das russische Rote Kreuz.

Meinen „Bettel“ kläre ich natürlich sofort darüber auf, um was es sich handelt. Er ruft seine Vertrauensmänner zusammen und instruiert sie. Alle sind mit Feuereifer dabei, mir zu helfen.

Schon am ersten Tage nach meiner Ankunft habe ich ein längst verabredetes Telegramm an einen einflußreichen Armenier nach Tiflis gesandt. Er wird nun den Gouverneur entsprechend

bearbeiten. Ich selbst habe, als mir aus Tiflis der Empfang des Telegramms bestätigt wurde, an den Gouverneur telegraphiert und unter Hinweis auf den Erlaß des Ministers des Innern, um einen Auslandspaß gebeten, da ich 45 Jahre alt sei.

Auch auf der hiesigen Polizei arbeitet ein Deutscher und er hat sich sofort meines Passes versichert, als er erfährt, worum es sich handelt. Das ist nämlich sehr wichtig. Immer wieder verschwinden deutsche Pässe. Die russische Regierung braucht sie, um ihre Spione damit auszustatten, daß sie möglichst leicht über die Grenze nach Oesterreich und Deutschland kommen. Der Isprawnik hat sofort eine genaue Abschrift meines Passes mit seiner Unterschrift herstellen müssen. Diese beglaubigte Abschrift geht nun mit einem schriftlichen Gesuch um einen Auslandspaß an den Gouverneur. Das Gesuch wird auch gleich mit dem kostspieligen Stempel versehen und beigefügt wird noch die Quittung der Bezirkskasse, daß ich den Betrag für den Auslandspaß schon eingezahlt habe. Man hat es dem Gouverneur also so bequem wie nur irgend möglich gemacht und ihm jeden Vorwand genommen, die Angelegenheit unnütz in die Länge zu ziehen.

Als acht Tage vergehen, ohne daß der Gouverneur etwas von sich hören läßt, reißt wieder eine

unserer Frauen, eine Russin, nach der Gouvernementshauptstadt und macht etwas Feuer in der Kanzlei des Gouverneurs, daß sie sofort den Auslandspaß schicken, wenn der Gouverneur den Befehl erteilt . . .

Was Menschen tun können, ist geschehen. Mein Originalpaß, der deutsche Paß, ist sogar von der Polizei verschwunden. Aber diesmal nicht in die Tasche der russischen Behörde, sondern in meine Tasche. Ich brauche den deutschen Paß ja, um nach Deutschland hereinzukommen. Habe ich ihn nicht, läßt man mich womöglich gar nicht durch.

Nun sitzen wir wieder und warten . . . Und die Kameraden werden von Tag zu Tag ungeduldiger.

Zwei Deutsche vom Dorf haben sich abends zu uns geschlichen. Sie riskieren ihren Kopf, aber das macht ihnen nichts. Es geht auf Weihnachten zu. Sie wollen Einkäufe für den Weihnachtsbaum machen. Sie kommen als Abgesandte von zwanzig Kameraden, die auf vier Dörfer verteilt sind. Sie werden gemeinsam einen Weihnachtsbaum schmücken. Sie haben zwar nur noch wenige Rubel, aber ein Weihnachtsbaum muß sein! Ob sie dann nachher etwas früher oder später verhungern, das ist Nebensache. O, ihr Kinder, ihr prachtvollen deutschen Menschen!

Ob wir auch noch hier Weihnachten feiern

werden, oder ob wir vielleicht . . . Still, daran darf man gar nicht denken. Das ist unmöglich auszuwenden . . .

Eines Morgens in aller Herrgottsfrühe klopfte es stürmisch an unser Tor und in unser Zimmer treten zwei Soldaten aus der „Reserve“ in Tiflis. Sie strahlen über das ganze Gesicht und wir schütteln uns die Hände. Die guten Kerle. Aber woher wissen sie, daß meine Frau und ich hier sind?

Sie haben wieder einmal zwei Deutsche aus dem Kaukasus hierher bringen müssen. Das war diesmal aber wirklich keine leichte Arbeit. Der eine, bisher dänischer Wahlkonsul in Batum, muß unterwegs einen Anfall von Geistesstörung gehabt haben. Die Soldaten erzählen, daß er, während sie schliefen, mitten in der Nacht eins ihrer Seitengewehre gegen den Zugführer rückte und ihn erstechen wollte. Der Zugführer schrie natürlich, sie wurden wach und konnten gerade noch das Schlimmste verhindern. Aber auf der nächsten Station machte der Zugführer Anzeige. Ein Glück, daß es eine so kleine Station war, daß der Gendarm keine Zeit hatte, selbst ein Protokoll aufzunehmen. Der Zug mußte sofort wieder weiter und der Gendarm konnte den Vorfall nur telegraphisch nach der nächsten größeren Station melden. Bis dahin war glücklicherweise

noch eine Stunde Zeit. Was nun? Die beiden Soldaten hatten natürlich nicht schlafen dürfen. Kam die Sache heraus, kamen sie vor ein Kriegsgericht. Dann Aße Weib und Kind und Leben. Sie bearbeiteten also den Zugführer. Auch der Deutsche, der nun wieder zu sich gekommen war, half mit. Natürlich spielte auch der Rubel seine Rolle. Kurz und gut, als bei der größeren Station drei Gendarmen erschienen, um die Soldaten und die beiden Deutschen zu arretieren, wußte der Zugführer von gar nichts mehr. Es sei ihm nicht das geringste geschehen. Er bestritt alles, er leugnete alles, er schwor bei allen Heiligen, daß niemand auch nur den Versuch gemacht habe, ihm ein Haar zu krümmen . . . So mußten die Gendarmen denn schließlich wieder unverrichteter Sache abziehen. Aber die Soldaten waren froh, den Kranken loszuwerden, und so hatten sie ihn denn gleich nach Ankunft bei der hiesigen Polizei eingeliefert. Auf dem Tisch des Isprawnik aber habe ein Auslandspaß gelegen mit meinem Namen. Dadurch erfuhren sie, daß ich hier sei, und sie hätten sich gleich auf den Weg gemacht, um mich zu finden und mir als erste diese Freudenbotschaft zu bringen.

Wirklich und wahrhaftig, mein Auslandspaß ist da?

Die Soldaten strahlen und bestätigen es. Nun,

ich konnte mir nicht helfen, ich habe ihnen einen Kuß gegeben.

Es dauerte nicht lange, da erschien auch der „Bettler“ mit anderen Deutschen. Sie wußten es ebenfalls schon durch den Deutschen, der auf der Polizei arbeitete. Ich solle gleich zu ihm kommen.

Auch die beiden Soldaten zogen mit uns auf die Polizei. Das ließen sie sich nicht nehmen.

Der Isprawnik war nicht anwesend, aber gegen ein Trinkgeld wurde mir der Paß sofort ausgehändigt, ein ganz gewöhnlicher Auslandspaß, der sich nur durch eine einzige Bemerkung von anderen unterschied. In ihr hieß es, daß mir auf Grund des Ministerialerlasses vom soundsovielten, mir, dem deutschen Untertan, bisher kriegsgefangen im Gouvernement Y, das Verlassen russischen Staatsgebiets via Petrograd—Raumo gestattet sei. Mir samt meiner Frau.

Im Triumph zogen wir mit dem Paß zu unserer Wohnung, wo meine Frau schon mit Packen beschäftigt war. Sie hatte es sehr eilig, fortzukommen, noch heute wollte sie abfahren. Ich sträubte mich erst dagegen. Morgen war auch noch ein Tag. Bis dahin konnte ich die Wünsche der anderen entgegennehmen, Adressen ihrer Angehörigen in Deutschland, um sie zu benachrichtigen und dergleichen mehr. Aber der „Bettler“ nahm mich beiseite und erklärte mir.

meine Frau habe ganz recht. Je schneller wir fortkämen, um so besser.

Also packte meine Frau weiter und der „Bettler“ und ich nahmen einen Schlitten, um zur Bahnstation zu fahren, die eine gute halbe Stunde von dem Nest entfernt war, und die Züge zu studieren.

Wieder einmal herrschte ein gewaltiger Schneesturm und blies der Wind vom Ural her, er schnitt wie mit spitzen Messern durch unsere dicken Hammelpelze. Auf der Bahn hieß es, der Frühzug nach Wjatka, der hier um sechs Uhr morgens durchkommen sollte, sei immer noch nicht da und werde wohl erst gegen Abend passieren. Schneeverwehungen. Der Zug aber, der am Abend hier durchkommen sollte, käme schwerlich vor nächstem Morgen.

Wir fuhren wieder in das Nest zurück und berieten, was da zu tun sei. Alle drängten, daß wir die erste Gelegenheit benutzten. Alle waren voller Unruhe, es könne ein Gegenbefehl kommen.

Also fuhr einer unserer Kameraden wieder zum Bahnhof, um dort zu warten, bis der Frühzug von der vorhergehenden Station gemeldet wurde, und uns dann abzuholen.

Die Landsleute kommen und gehen. Sehr schnell hat es sich unter allen herumgesprochen, daß wir den Auslandspasß erhalten haben und noch heute abreisen. Die Landsleute stellen uns

einen Eßkorb zusammen und kaufen für uns Tee und Zucker und Wurst bei unserem Freund, einem tatarischen Kolonialwarenhändler. Der Tatar, Mohammedaner natürlich, stammt aus dem Kasanschen und haßt die Russen. Er ist ein kleiner, schwächlicher Mensch. Das hat ihn aber nicht gehindert, vier große russische Soldaten, die in seinem Laden über die Heldentaten, die sie demnächst gegen die Deutschen unternehmen würden, bramarbasierten, kurzerhand und eigenhändig aus dem Laden zu werfen.

Die Landsleute schreiben mir Adressen ihrer Angehörigen in Deutschland auf. Ich werde sie auffuchen, wenn ich glücklich über die Grenze komme, oder ihnen schreiben.

Es wird Abend. Unser Zimmer ist voll von Deutschen. Jeder hat uns noch etwas zu sagen, zu raten oder noch eine Adresse zu geben.

Der „Bettler“ hat uns noch ein opulentes Mahl bereitet, damit wir den Eßkorb erst morgen angreifen. Wer weiß, für wie lange er vorhalten muß. Schneeverwehungen. Da kann man zu einer Reise, die drei Tage dauert, eine Woche brauchen und länger.

Der Schlitten mit unserem Wachtposten vom Bahnhof erscheint. Es wird Zeit, daß wir zur Bahn fahren. Der Zug dürfte in einer Stunde einlaufen.

Wir verabschieden uns. Wir werden schreiben. Wir werden alles tun, um in Deutschland für die Kameraden in Rußland zu wirken... So helfen wir uns über den schweren, schweren Abschied.

Zur Bahn kommen nur der „Bettler“ und unser Wachtposten mit. Deutsche dürfen natürlich auch hier nicht auf den Bahnhof, aber die beiden sehen so russisch aus in ihren Hammelpelzen und hohen Fellmützen, sie sprechen vollkommen Russisch, man wird sie nie für Deutsche halten. Sie wollen unter allen Umständen schon deshalb mit zur Bahn, um die Billette zu nehmen und uns sicher in einem Abteil erster Klasse unterzubringen, denn wir müssen erster Klasse fahren. Da ist man gegen Belästigungen immer noch am sichersten, und die Kontrolle ist nicht so scharf.

Der Bahnhof ist vollgepfropft mit Soldaten. Man kann kaum durchkommen. Ein Militärzug ist eingelaufen. Er bringt neues Kanonensfutter nach Polen. In dem allgemeinen Gedränge kümmert sich niemand um uns.

Der „Bettler“ ist überaus geschäftig, nimmt Billette, läuft hin und her, fragt nach rechts und links und nimmt uns beiseite. Wir sollen mit dem Militärzug fahren. Er hat einen Anhängewagen für Zivilisten. Da werden wir unterkommen. Der Militärzug kommt mindestens so

schnell von der Stelle wie der Personenzug. Eher schneller. Und wenn man nach uns suchen sollte, sucht man sicherlich nicht gleich in einem Militärzug.

Wir unterwerfen uns selbstverständlich den Wünschen des „Beters“, der sich in Rußland besser auskennt als wir.

Die beiden Kameraden bringen uns zu dem Anhängewagen des Militärzuges. Eine kurze Unterredung mit dem Zugführer, ein inhaltsschwerer Händedruck mit ihm und er schließt uns ein Halbkuppee erster Klasse auf.

Jetzt nur dreist sein und nicht furchtsam werden.

Wir stehen im Gang vor unserem Kuppee und unterhalten uns. Das heißt, die beiden Kameraden sprechen laut und reichlich Russisch mit uns. Wenn wir es auch nur höchst mangelhaft verstehen, das schadet nichts. Die Hauptsache ist, daß die anderen Passagiere des Wagens, darunter vor allem ein hoher russischer Offizier mit seiner Donna, die fürchterlich nach Parfüm riecht, und die unser Nachbarabteil in Besitz haben, uns für Russen halten und nicht mißtrauisch werden. Die Kameraden reden und reden und gestikulieren und lachen, alles echt russisch, bis sich der Zug in Bewegung setzt. Draußen weinen Weiber und Kinder, Angehörige der Soldaten, es ist jammervoll... Noch ein Händedruck und die beiden Kameraden springen ab.

Wir schließen die Kupeetür, wir sind allein. Draußen jammern immer noch die Weiber und Kinder hinter dem langsam abfahrenden Zuge drein.

Wir sehen uns um. Wahr und wahrhaftig, ein Kupee erster Klasse, geräumig, bequem. So gut haben wir es seit langem nicht gehabt. Wir trauen uns noch gar nicht, es uns bequem zu machen . . .

Es klopft an die Tür. Ich öffne mürrisch die Tür. Wir stellen uns schlaftrunken und wortkarg.

Draußen der Zugführer, ein Schaffner und ein kontrollierender Offizier. Sie verlangen die Billette, die ich ihnen hinstrecke, heftig gähmend. Wenn sie nur nicht auch die Pässe verlangen.

Aber wie sollen sie auf die Idee kommen, daß die beiden Inhaber dieses Abteils in einem Militärzug Deutsche sind? So eine Idee kann ihnen gar nicht kommen. Der Zugführer greift dankend an die Müze, der Schaffner auch, der Offizier geht weiter. Ich werfe die Kupeetür zu, schließe ab, wir sind wieder allein.

„Amerikanski“

Der Morgen dämmert durch die Doppelfenster unseres Abteils. Dort ragt ja die große Eisenbrücke über die Biatka, der Stolz des ganzen Gouvernements. Da ist ja das Kreisstädtchen, in das wir zuerst verschickt wurden, wo wir bei der Popenwitwe Unterkunft fanden. Verschneit und tot, wie erfroren liegt das Städtchen im Schnee, halb zugedeckt von ihm. Und unter der Schneedecke die deutschen Kameraden. Sie träumen von daheim. Es geht auf Weihnachten. Da ist das Heimweh besonders stark.

Weiter, immer weiter rollt der Zug, ächzend und stöhnend und knirschend im Schnee. Er kommt nur langsam, ganz langsam vorwärts. Dann steht er wieder längere Zeit. Wie um neue Kraft zu sammeln gegen den Kampf mit dem Schnee.

Wohin man blickt, nichts als Schnee.

Wir gewöhnen uns langsam daran, wieder Passagiere erster Klasse zu sein und nichts weiter.

Zugführer und Schaffner behandeln uns mit größter Zuvorkommenheit. Sonst kümmert sich niemand um uns.

Teewasser besorgt uns der Schaffner, so oft wir wollen. So viel Russisch können wir ja alle beide,

um es zu fordern. Mehr brauchen wir nicht. Für alles andere sorgt der Eßkorb.

Drei Nächte und Tage sind wir so unterwegs.

Der Zugführer erscheint, um uns mitzuteilen, die nächste Station sei Wologda. Da müßten wir diesen Zug verlassen. Er gehe weiter nach Moskau, nicht nach Petersburg. Unser Billett lautet ja aber nach Petrograd.

Gegen Abend läuft der Zug in Wologda ein. Zugführer und Schaffner bemühen sich beide um unsere zwei Koffer und den Eßkorb. O, es ist angenehm reisen in Rußland, wenn man den Rubel nicht spart. Das habe ich immer gesagt.

Wir stehen auf dem Bahnhofsperron in Wologda zwischen einer ganzen Anzahl von Zügen. Welcher darunter ist der nächste Zug nach Petersburg?

Ich wende mich kurz entschlossen an den ersten besten, besser gekleideten Menschen und frage ihn französisch, welches der Zug nach Petrograd sei? Der Mann zuckt die Achseln. Er versteht kein Französisch oder will es nicht verstehn. Ich entferne mich immer mehr von dem Gepäck, das meine Frau bewacht. Hier muß doch irgendwo ein Mensch sein, der Französisch versteht. Zwei Gendarmen nähern sich schnüffelnd meiner Person. Die Leute um meine Frau herum bestürmen sie mit Fragen, die sie natürlich nicht beantworten kann. Die Situation wird kritisch.

Ich stürze auf eine ältere Dame mit Kneifer zu. Sie könnte eine Lehrerin sein und vielleicht Französisch verstehen. Ich habe mich nicht getäuscht. Es ist eine liebenswürdige Dame, die sofort mit mir zu meiner Frau geht. Bei ihr stehen schon die zwei Gendarmen und warten auf mich.

Die liebenswürdige ältere Dame mit dem Kneifer versucht ein Gespräch mit meiner Frau. Sie aber spricht nicht Französisch. Ich frage die Dame, ob sie auch Englisch spricht? Sie verneint, und ich sage: „Meine Frau spricht leider nicht Französisch, sie ist Amerikanerin von Geburt.“

Das wäre an sich ja noch kein zureichender Grund, um zu erklären, warum meine Frau kein Französisch spricht, es gibt genug Amerikanerinnen, die Französisch sprechen.

Der alten Dame aber geht ein Licht auf und sie ruft in die Menge und zu den Gendarmen, wir seien Amerikaner.

„Amerikanski!“ Das ist doch die Nation, die ebenfalls die Niemez nicht ausstehen kann, die große Nation, die zu England und Rußland und Frankreich hält. Sozusagen eine verbündete Nation.

O, die Leute von Wologda wollen den beiden Amerikanern zeigen, wie Rußland Amerika liebt, sie wollen sich uns von der allerbesten Seite zeigen. Sogar die Gendarmen strahlen vor

Dienstfeifer und Zuorkommenheit. Jeder will unsere Koffer tragen, jeder will uns einen Dienst erweisen.

Man bestürmt die ältere Dame, mitzuteilen, welche Wünsche wir haben.

Sie fragt mich danach. Wir wollen nach Petrograd, das ist alles.

Es erscheint noch ein Gendarm, erfährt, was los ist, und nimmt unseren Koffer. Ein vierter Gendarm schleppt den Bahnhofsvorsteher herbei. Er soll sagen, welches der beste und schnellste Zug nach Petrograd ist.

Er unterhält sich mit den Gendarmen. Diese nehmen unser Gepäck und meine Frau. Ich kann nicht so schnell mitkommen, denn ich muß mich doch erst bei der alten Dame bedanken und von ihr verabschieden.

Mit halbem Auge sehe ich, wie die Gendarmen mit meiner Frau und dem Gepäck ein Geleise überschreiten und hinter einem Zug verschwinden.

Wenn sich die alte Dame jetzt doch zufrieden gäbe und mich losließe. Ich sehe nicht gerade gern meine Frau mit Gendarmen verschwinden. Das hat bisher auf die Dauer noch nie etwas Gutes bedeutet.

Endlich reiße ich mich von der alten Dame los und suche meine Frau. Es ist dunkel. Ein Geleise steht aus wie das andre. Ich rufe. Nichts

antwortet. Eine nette Bescherung. Ich steige in den nächsten Zug und frage, ob niemand meine Frau gesehen hat. Hier ist mir schon der Ruf vorausgeeilt, daß ich Amerikaner sei. Zwei Offiziere erheben sich und helfen mir suchen. Ein großer Herr tritt zu mir. Er spreche alle Sprachen, Französisch, Russisch, Englisch, Spanisch. Nur Deutsch nennt er nicht. Ich soll sagen, wie meine Frau aussieht. Wir werden sie schon finden. Ich tue es, wir suchen, der Zugführer pfeift, und erst jetzt erfahre ich, daß dieser Zug ja nach Moskau geht, nicht nach Petrograd, in ihm meine Frau also gar nicht sein kann. Ich springe heraus. Alle Russen auf dem Perron helfen mir suchen. Wieder erwische ich die alte Dame und sage ihr, daß ich meine Frau verloren habe. Sie ruft einen Gendarmen. Er lacht, macht eine bedauernde Geste über das Mißverständnis und führt mich über mancherlei Geleise immer weiter fort vom Perron. Ich rufe. Aber niemand antwortet.

Endlich hilft mir der Gendarm in einen neuen Zug, der noch weit außerhalb des Bahnhofes steht. Hier sitzt meine Frau ganz behaglich in einem Wagen erster Klasse. Vor ihr die Gendarmen, die ihr Zigaretten anbieten und eine Konversation versuchen, so gut es gehn will. Meine Frau sucht alle russischen Brocken zusammen, und die Gens

darmen sind äußerst geschmeichelt und lebenswürdig. Sie machen mir Platz und bieten auch mir Zigaretten an.

In ihrem Eifer für die Amerikaner haben sie mir Frau und Gepäck hierher verschleppt. Das ist der Petrograder Zug. Aber wenn er erst in der Station ist, finden wir vielleicht keinen guten Platz, denn der Zug wird überfüllt sein. Deshalb hat der Bahnhofsvorsteher erlaubt, daß wir schon hier draußen einsteigen. Das ganze Kupee bleibt für uns reserviert.

So geschieht es denn auch. Als der Zug endlich im Bahnhof hält, darf niemand in unser Kupee. „Amerikaner!“ Das sagt genug, und jeder Passagier zieht sich respektvoll zurück und sucht sich ohne Murren einen anderen Platz. Die Gendarmen rufen den Zugführer und bedeuten ihm, wer wir seien, und daß uns niemand stören dürfe. Die Menge draußen will wissen, ob wir gut aufgehoben seien. Man beruhigt sie darüber. Es fehlt wahrhaftig nur noch, daß sie uns hoch leben läßt.

Das zweite Abfahrtszeichen. Die Gendarmen zögern immer noch, uns zu verlassen. Sie warten offensichtlich auf etwas. Endlich verstehe ich und gebe einige Rubel. Nun greifen sie zur Mühe und empfehlen sich. Endlich sind wir wieder allein. Wir sinken in die Kissen und lachen, wie wir seit

Monaten nicht mehr gelacht haben. Selbst der geniale russische Dichter des „Revisor“ hätte keine bessere, wirksamere, russischere Lustspielszene erfinden können, als wir sie eben erlebt haben.

Wieder zwei Tage Eisenbahnfahrt. Die Schneeschicht wird dünner. Zuweilen kommt sogar hier und da ein Stück Erde hervor.

Vom Bahnhofsvorsteher in Wologda hatten wir erfahren, daß unser Zug morgens gegen sieben Uhr in Petrograd einlaufen solle. Und auf unsere Frage, wie man von dort nach Stockholm weiterkomme, hatte er erklärt, es gäbe nur noch einen Weg, den durch Finnland über Raumo und von dort mit einem schwedischen Dampfer. Vom Finnischen Bahnhof in Petrograd gehe aber täglich nur noch ein Zug. Morgens um neun. kamen wir also rechtzeitig in Petrograd an, brauchten wir uns dort überhaupt nicht aufzuhalten, sondern fuhren vom Nikolaibahnhof direkt zum Finnischen Bahnhof, ohne weiter mit dem heißen Petrograder Pflaster in nähere Berührung zu kommen.

Leider aber lief unser Zug erst um zehn Uhr im Nikolaibahnhof ein, und damit mußten wir 24 Stunden in Petrograd bleiben.

Um durch das Gepäck nicht behindert zu werden, lassen wir es auf dem Bahnhof. Begeben wir uns ohne jedes Gepäck in die Stadt, wird man uns

nicht so ohne weiteres für Reisende halten. Reisende aber sind von vornherein verdächtig.

In der Nähe des Bahnhofs nehmen wir uns einen Wagen, um zunächst einmal zur amerikanischen Botschaft zu fahren. Ihr ist doch der Schutz der Deutschen anvertraut, sie wird uns also wenigstens einen guten Rat geben können. Dazu ist sie ja da. Auch wollen wir auf der Botschaft dahin wirken, daß den Landsleuten am Ural Geld zukommt, das, was sie für den Augenblick am nötigsten brauchen.

Wie warm es in Petrograd ist! Die Leute, denen wir begegnen, scheinen trotzdem zu frieren. Aber wir sind an Uralwinde gewöhnt, uns kommt die Luft, vor der sich die Petrograder in Pelze verkriechen, fast frühlingsmäßig vor. Auch liegt nur wenig Schnee in den Straßen.

Man durchquert halb Petrograd, um vom Nikolaibahnhof zur amerikanischen Botschaft zu gelangen. Wir kennen die Stadt von früher her. Erst vor einem Jahr waren wir wochenlang hier. Auffallend ist nur der Mangel an Militär. Als gäbe es in der russischen Hauptstadt überhaupt keine Soldaten mehr. Auch steht man gar keine Verwundeten. Im übrigen finden wir keinen Unterschied zwischen dem früheren Petersburg und dem jetzigen Petrograd. Halt, einen finden wir. In den Delikateßgeschäften sind aus den

„Frankfurter Würstchen“ derweil „Portugiesische Würste“ geworden.

Unser Wagen hält bei der amerikanischen Botschaft. Wir lassen ihn warten und treten ein.

Der Portier ist zunächst nicht gerade freundlich. Er wittert Deutsche in uns. Als ihm meine Frau aber amerikanisch kommt, wird er geschmeidig und läßt uns eintreten.

Da meine Frau mit der Dienerschaft Englisch spricht, ist sie äußerst zuvorkommend. Als aber einer nach unserem Begehre fragt und meine Frau sagt, wir seien Deutsche und kämen aus Sibirien und wünschten den Botschafter zu sprechen, wird die Dienerschaft eisig. Man tuschelt und führt uns dann nach rechts in einen Empfangsraum. Er steht etwas nach zweiter Garnitur aus.

Ein Tisch, drei Stühle, ein Sofa. Auf dem Tisch liegt nichts weiter als eine Nummer des „New York Herald“, der bekannten antideutschen amerikanischen Zeitung, die von Paris aus gespeist wird. Ein Drittel der ersten Seite nimmt eine freche Karikatur auf den Deutschen Kaiser ein. Ist es nicht eine Unverschämtheit, daß die Botschaft, die zum Schutze der Deutschen bestellt ist, den Deutschen das zum Empfang zu bieten wagt? Ich erlaube mir, das Blatt zusammenzufalten und an einen weniger sichtbaren Ort zu befördern.

Man läßt uns warten. Wir sind ja nur Deutsche.
Meine Frau ballt die Fäuste.

Endlich erscheint ein glattrasierter, eleganter
Jüngling mit mißmutigem Gesicht. Es scheint,
wir haben ihn im Nichtstun unangenehm gestört.

Er bleibt ostentativ stehen, er will die Sache so
kurz wie möglich machen.

Meine Frau knöpft sich den Jüngling ordentlich
vor, der keine Miene verzieht. Einer Amerikaner-
in gegenüber würde er es nicht wagen, so un-
höflich zu sein und keinen Stuhl anzubieten.
Einer Amerikanerin gegenüber, die Deutsche ge-
worden ist, wagt es der Flegel.

Wir setzen uns, und meine Frau lädt den Jüng-
ling ebenfalls zum Sitzen ein. Also setzt er sich
endlich.

Am meisten liegt uns die Sorge um die Kame-
raden am Ural am Herzen. Wir klären den Jüng-
ling über deren Lage auf. Der Jüngling erklärt,
man habe Geld dorthin gesandt.

„Wie?“

„Durch die Post.“

Ich lache höhnisch. Ob er nicht weiß, daß das
Geld dann nicht ausgeliefert wird?

Er antwortet wörtlich: „Wir haben erfahren,
daß es nicht ausgeliefert wurde.“

Meine Frau: „Warum benutzen Sie dann nicht
einen anderen Weg?“

Der Jüngling, so zugetropft und unfreundlich wie möglich: „Wir haben keinen anderen Weg.“

Das ist natürlich Schwindel. Es gibt einen sehr einfachen Weg. Der amerikanische Botschafter setzt z. B. diesen Jüngling, mit Geld wohl ausgerüstet, in ein Kupee erster Klasse und läßt ihn nach dem Ural fahren. Es ist für einen Amerikaner eine durchaus ungefährliche Reise, sogar keine unbequeme Reise, interessant wäre sie auch, und die Botschaft würde dann doch wirklich etwas Objektives über ihre „Schügelinge“ erfahren. Aber man möchte das wohl gar nicht.

Der Jüngling: „Wir haben übrigens Briefe gerade aus Ihrem Gouvernement, aus denen hervorgeht, daß es den Deutschen gut geht.“ Er zuckt nicht einmal mit der Wimper, als er das sagt. Alle Achtung vor solcher Stirn.

Ich: „Nur noch eine Frage. Sie wissen, wir können erst morgen früh weiter reisen. Wir müssen also in Petersburg übernachten. Kann man das ungefährdet oder wird der Paß abverlangt und wir dann womöglich zurückgehalten?“

Der Jüngling, wieder ohne Wimpernzucken: „Wenn Sie nur über Nacht hier bleiben wollen, nur eine Nacht, können Sie ruhig in jedem Hotel absteigen. Für eine Nacht wird der Paß nicht abverlangt.“

„Und wie ist es mit dem Geld? Wird es an der Grenze abgenommen?“

„Soviel wir wissen, ist es erlaubt, pro Person 250 Rubel mitzunehmen.“

Hätten wir dem Rat dieses Jünglings unserer Schutzbotschaft vertraut, so säßen wir vermutlich heute wieder in Sibirien. Auch durfte man nicht 250 Rubel, sondern nur 50 Rubel pro Person mit über die Grenze nehmen. Alles andere wurde konfisziert, ohne daß man eine Quittung erhielt. Es wurde einfach gestohlen.

So unwissend war die amerikanische Botschaft in Petersburg, der offiziell der Schutz der Deutschen in Rußland anvertraut war und noch anvertraut ist!

Wir fuhren zunächst bei solchen Hotels vor, in denen wir schon früher logiert hatten. Nirgends nahm man uns auf. Auch nicht für eine Nacht. Sowie man aus dem Paß ersah, daß wir Deutsche waren, wurde die Aufnahme verweigert.

Endlich hielten wir bei dem ersten Hotel, in dem wir früher noch nicht abgestiegen waren. Einer der Geschäftsführer war ein Schweizer. Er nahm uns mit in sein Privatkontor und klärte uns dahin auf: Es ist den Hotels verboten, Deutsche zu nächtigen ohne Paßabgabe. Behielte er uns also über Nacht, so müsse er gegen Abend den Paß der Polizei abliefern. Dann aber kämen wir unter

keinen Umständen morgen weiter. Wenn wir Glück hätten, müßten wir hier drei, vier Wochen warten, bis wir den Paß zurückerhielten. So sei es einer deutschen Dame erst kürzlich gegangen. Das sei also zum mindesten äußerst kostspielig, für die meisten Deutschen im Augenblick pekuniär einfach undurchführbar. Da wir aber aus Sibirien kämen, also verschickt waren, so wäre es noch viel wahrscheinlicher, daß man jedenfalls mich wieder festnähme und in ein anderes sibirisches Gouvernement verschicke oder in die Peter-Pauls-Festung setze.

Rette Ausichten!

„Dann nächstigen wir wohl am besten irgendwo auf dem Finnischen Bahnhof?“

Uns wird klargemacht, daß auch das nichts nützen werde. Auf den Bahnhöfen seien besonders liebenswürdige Gendarmeriewachtmeister postiert, die Deutsch verständen. Wenn ihnen jemand auffällt, nehmen sie ihn ins Gebet und führen ihn ab.

Hm.

Der Geschäftsführer fragt, ob wir denn keinen russischen Bekannten hier hätten? Er könne uns nicht ohne Paßabgabe über Nacht behalten. Das könne nur eine befreundete Privatperson riskieren.

Da fiel mir ein alter russischer Freund ein. Noch voriges Jahr hatten wir viele Wochen auf seinem

Landgut bei Moskau verbracht. Damals war er ein ehrlicher Deutschenfreund gewesen, wie es deren damals nicht wenige in der Hofgesellschaft gab. Sich in den jetzigen Zeitläuften in einen Konflikt mit der Polizei bringen, konnte man ihm unmöglich zumuten. Aber vielleicht wußte er einen Rat, einen Ausweg.

Ich deutete das dem Geschäftsführer an, und er erklärte sich bereit, uns für den Nachmittag bis zum hereinbrechenden Abend ein Zimmer zur Verfügung zu stellen, das wir aber gegen Abend unbedingt räumen mußten.

Wir waren einverstanden, denn einmal konnten wir doch so endlich wieder ein Bad nehmen, und zweitens konnte ich mich vom Zimmer aus leicht mit dem russischen Freund telephonisch in Verbindung setzen.

Der Preis des Zimmers für den Nachmittag betrug vierzig Mark. Wir nahmen es in Besitz und ließen unser Gepäck vom Bahnhof holen.

Erst baden, dann Frühstück bestellen. Ein ordentliches, opulentes Frühstück, so opulent wie möglich. Mit gutem Wein, so gut wie möglich. Wer weiß, ob wir es so gut noch einmal wieder haben.

Ich setze mich telephonisch mit meinem russischen Freund in Verbindung. Gott sei Dank, er ist wenigstens da. Aber er traut seinen Ohren nicht,

als er meinen Namen hört. Er will es einfach nicht glauben, und als er es glauben muß, hört man seiner Stimme ordentlich an, wie das dazu gehörige Gesicht blaß wird. Und dann eine Pause. Der Schreck hat ihm die Stimme verschlagen. Vielleicht hat er sich auch erst setzen müssen, bevor er weiter sprechen kann. Erklären kann ich ihm den Sachverhalt durch das Telephon natürlich nicht. Er muß sich schon das Nötige selbst denken. . . Lange Pause. Dann rafft er sich zusammen und sagt, er werde so bald als irgend möglich zu uns kommen.

Es ist zwei Uhr. Wir haben gefrühstückt, sind todmüde und legen uns aufs Bett.

Es wird drei Uhr, vier Uhr. Der russische Freund erscheint immer noch nicht. Länger als eine Stunde dürfen wir hier nicht mehr bleiben.

Ich erhebe mich von dem Bett, einem herrlichen Bett, in dem es sich die Nacht über großartig hätte schlafen lassen. Seit Monaten haben wir so etwas Köstliches nicht mehr gesehen. . . . Aber jetzt ist keine Zeit, zu schlafen. Wir werden unser Gepäck hier lassen, im Stiche lassen und uns bis zum Morgen des nächsten Tages in den Kneipen herumdrücken. Vielleicht gerät es. Gelingt es nicht, und werden wir eingefangen. . . . Nun ich glaube nicht, daß die Nerven reichen, eine zweite Verschickung oder dergleichen auszuhalten. . . . Man

wird sich vor allen Dingen eine Waffe kaufen müssen und nöthigenfalls so ein Ende machen.

Auch meine Frau erhebt sich wieder, und wir packen langsam Seife und Schwamm und dergleichen wieder in die Koffer.

Es klopft laut und stürmisch. Der russische Freund erscheint und entschuldigt sich vielmals, daß er so lange hat auf sich warten lassen. Vor einem Jahr haben wir in einer tollen Nacht im Petersburger „Aquarium“ Schmolli's getrunken. Er duzt mich auch jetzt, was entschieden ein gutes Zeichen ist.

Ein Hausknecht klopft, tritt ein und bemächtigt sich auf Weisung des Russen unserer Koffer.

„Pardon, einen Augenblick. Was hast du vor?“

Der Russe, der sehr aufgeregt ist, erklärt uns, er habe sich natürlich erst mit seiner Frau in Verbindung setzen müssen, auch werde schon ein Beter aus Schweden als Gast erwartet, aber wir kämen doch selbstverständlich für die Nacht zu ihnen.

„Pardon, einen anderen Rat weißt du nicht?“

Der Russe immer unruhiger: „Wenn man dich hier erwischt, wirst du unfehlbar wieder eingesperrt. Ich habe unseren Hausmeister schon vorbereitet, daß zwei Amerikaner aus Persien auf der Durchreise nach Stockholm für die Nacht bei mir logieren. Auch den Dienstboten gegen-

über geltet ihr als Amerikaner. Die Sache ist abgemacht.“

„Aber wenn es herauskommt? Es kann dich Kopf und Kragen kosten!“

„Wird schon so schlimm nicht werden. Nur fix, daß wir fortkommen!“

Ich sträube mich allen Ernstes. Wahrhaftig nicht nur zum Schein. Ich will doch nicht auch noch andere Leute unglücklich machen. Aber er bestätigt mir die Geschichte von den freundlichen Gendarmeriewachtmeistern auf den Bahnhöfen. Er versichert mir, daß ich verloren sei, wenn man meinen Paß sieht.

Die Koffer werden über die Hintertreppe in einen Wagen geschafft. Der Kutscher hat die Adresse und fährt damit fort.

Wir gehen die Haupttreppe hinunter. Im Vestibül trifft unser Freund einen bekannten Russen, der ihn nicht los läßt. Um nicht aufzufallen, muß er uns vorstellen. Als Amerikaner. Der Russe ist entzückt. Er besteht darauf, da wir Petrograd noch nicht kennen und direkt aus Persien kommen, wenigstens für eine halbe Stunde noch hier zu bleiben. Es ist gerade der Fünfuhrtee, der berühmteste in ganz Petrograd, mit der besten Musik. Ganz Petrograd gibt sich diese Stunde hier ein Stelldichein. Das müssen wir uns unbedingt ansehen.

Also schön, wir gehen mit.

Eine seltsame halbe Stunde. Leichte Musik. Schöne Frauen. Elegante Herren. Darunter aber nur ganz vereinzelt Offiziere. Das flirtet und lacht und scherzt. Träumen wir oder wachen wir? Kein Wort über den Krieg, nichts erinnert an den Krieg. Jetzt tanzen sogar in der Mitte des Prunkraumes Berufstänzer und Tänzerinnen . . . Niemand kümmert sich um den Krieg.

Endlich können wir uns freimachen. Draußen ist es schon dunkel. Wir nehmen einen Wagen und fahren ein wenig spazieren. Erst müssen wir verschnauften und uns beruhigen.

Im Flur des neuen Hauses mit allem Komfort der Neuzeit, wo unser Russe wohnt, steht schon der Hausmann, ein alter, verkniffener Kerl und selbstverständlich wie jeder russische Hausmann ein Polizeispizel.

„Das sind die beiden Amerikaner, meine alten Freunde,“ erklärt unser Russe, „leider müssen sie schon morgen in aller Frühe weiter nach Stockholm. Ich büрге für sie. Für die eine Nacht den Paß abzugeben, wird wohl nicht nötig sein?“ Der verkniffene Kerl brummt etwas Mißvergnügetes. Es ist wieder einmal ein kritischer Augenblick. Der Liftboy steht auch schon da und mustert uns.

„Laßt euch nur schon nach oben fahren,“ sagt unser Freund zu uns, „ich komme gleich nach.“

Wir fahren nach oben. Ich denke, der Russe wird dem Hausmann ein entsprechendes Trinkgeld zugesteckt haben.

Ein Diener öffnet uns. Wir werden in einen Salon geführt. Es ist ein recht peinlicher Augenblick. Wir fühlen ganz deutlich, welchen Gefahren sich unser Freund aussetzt, aber für den Augenblick können wir es nicht mehr ändern. Unser Freund erscheint und wundert sich, daß seine Frau noch nicht bei uns ist.

Der Gast aus Schweden ist derweil gekommen, ein Better, daher die Verzögerung. Unser Freund holt seine Frau und den Better.

Wir wissen nicht, ist der Better orientiert oder nicht? Wieder eine etwas heikle Situation.

Unser Freund klärt den Better, einen alten, gewandten schwedischen Diplomaten, über uns auf.

Nun ist das Eis gebrochen.

„Also bei Tisch bitte nicht vergessen, daß ihr Amerikaner seid und aus Persien kommt. Der Diener versteht Deutsch.“

Es geht zu Tisch und ich erzähle mein amerikanisches Erlebnis in Wologda und dann reden wir von Persien, denn so viel steht fest, daß ich jedenfalls mehr davon weiß als der Diener.

Auch das geht vorüber, und wir können uns in das Zimmer des Hausherrn zurückziehen, wo wir ungestört sind.

Uns zu Ehren gibt es Rheinwein, viel Rheinwein, sehr viel Rheinwein. Der schwedische Better ist ihm nicht abgeneigt, der russische Better auch nicht, ich erst recht nicht.

Die Damen ziehen sich zurück. Meine Frau will sich ein wenig niederlegen.

Ich flüstere: „Ich glaube, der Diener hat uns erkannt. Vom vorigen Sommer her, als wir auf deinem Gut waren.“

Der Freund beruhigt mich. Das schade nichts, er werde schon den Mund halten. Bald sind wir mitten in einem politischen Gespräch. Mein Freund schilt gewaltig über die deutsche Diplomatie. Nach seiner Meinung ist sie an dem ganzen Unheil schuld. „Was sie schlecht gemacht haben, müssen eure Heerführer jetzt wieder gutzumachen suchen. Aber ich fürchte, es geht auch bei ihnen nicht länger mehr. Ich habe direkte Nachricht vom Oberkommando. Erst vorgestern wieder haben wir sechzigtausend Deutsche gefangen genommen.“

Der Better aus Schweden stutzt einen Augenblick, dann lacht er laut und sagt: „Aber das ist ja umgekehrt, durchaus umgekehrt, die Deutschen haben sechzigtausend Russen gefangengenommen.“

Es ist überhaupt immer alles umgekehrt, wie ihr es hier hört. Daran mußt du dich nun gewöhnen.“

Mein armer Freund ist sehr verblüfft. Aber der Better aus Schweden ist eine Respektsperson und durchaus zuverlässig. Mit dessen Behauptung muß er erst innerlich fertig werden.

Inzwischen unterhalten sich der Schwede und ich. Auf das Kriegsthema selbst mag ich in diesem Augenblick nicht kommen als Gast eines Russen. Aber mich interessiert, wie Schweden jetzt über uns denkt.

Der Better will erst nicht recht mit der Sprache heraus. Dann meint er etwas zögernd: „Offen gestanden und unter uns, ich müßte lügen, wenn ich behaupten sollte, daß wir Schweden die Deutschen bisher besonders geliebt hätten. Aber großen Respekt haben wir jetzt vor ihnen, sehr großen Respekt.“

Wir sind die Nacht über beim Wein sitzen geblieben und keiner hat mit der Zeit dem anderen gegenüber aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht. Das bringt der Rheinwein so mit sich.

In aller Frühe hat der Russe uns dann zum Finnischen Bahnhof gefahren. Auch das wollte er sich nicht nehmen lassen, der wirklich gute Freund. Er nahm die Billette für uns und bugsierte uns in ein Rupee zweiter Klasse, das

schon mit ausgewiesenen Deutschen voll besetzt war, meist Frauen und Kindern.

„Ich glaube, ihr habt auch weiterhin Glück,“ meinte er erleichtert, „der Zug ist voll besetzt mit Ausgewiesenen aus der Gegend von Lodz und Riga, ich taxiere: mindestens hundert Pässe. Das ist zu viel für russische Polizei. Höchstens zwanzig wird sie sich genauer ansehen. Ich hoffe, dabei schlüpft euer Paß unbeachtet mit durch.“

Noch ein fester Händedruck. Der Freund verschwindet. Möge ihm seine gute Tat nicht schlecht bekommen sein!

Die Reise durch Finnland

Unser Wagen zweiter Klasse ist kein russischer, sondern ein finnischer Wagen und zwar sicherlich einer der allerältesten, die überhaupt aufzutreiben waren. Unglaublich eng und primitiv in der Ausstattung. Zum Erwärmen des Wagens dient ein winziger Kanonenofen, der aber vorläufig noch nicht geheizt ist, obwohl es draußen friert. Eine Neuheit und eine Vervollständigung unserer Erfahrungen mit russischen Eisenbahnen in dieser Zeit bedeutet es, daß alle Fenster mit grauer Olfarbe zugestrichen sind, so daß man keinen Blick ins Freie werfen kann.

Die beiden Türen des Wagens sind abgeschlossen. Den einzigen Anblick, den Rußland uns gönnt, ist der des wachhabenden Gendarmen. Ein solcher befindet sich in jedem Waggon.

So fahren wir langsam dahin. Wohin, sehen wir nicht. Pferde mit verbundenen Augen muß ähnlich zumute sein.

Gespräche werden ängstlich vermieden. Die Frauen haben mit den Kindern zu tun. Einige ältere Herren über fünfzig Jahre flüstern zwar leise miteinander und werfen mir von Zeit zu Zeit forschende Blicke zu, aber die Stimmung ist sichtlich gedrückt.

Zwei Stunden fahren wir, und der Zug bremst. Er hält, fährt wieder an, bremst aufs neue. Was eigentlich los ist, können wir nicht sehen.

Die Türen öffnen sich, Polizei und Gepäckträger erscheinen. Die Polizei nimmt die Pässe ab, die Gepäckträger bemächtigen sich der Koffer. Revision. Alles muß aussteigen. Auf dem Peron werden die Frauen und Kinder nach einem Raum getrieben, die Männer mit den Koffern nach einem anderen.

Das Gepäck wird untersucht. Sehr genau und umständlich. Der eine hat eine Zeitung mit. Sie wird konfisziert. Der andere ein Wörterbuch. Es wird konfisziert. Mein Bädeler von Rußland teilt dasselbe Schicksal. Jeder Gegenstand wird einzeln aus dem Koffer herausgenommen, ausgebreitet, betastet, durchprüft. Jedes Blatt Papier wird konfisziert. Die Visitenkarten werden konfisziert.

Dann müssen wir in einer Reihe antreten wie zur Musterung. Polizei wacht scharf darüber, daß nun niemand mehr den einmal angewiesenen Platz verläßt. Eine Tür öffnet sich und der erste von uns muß durch sie eintreten. Hinter ihm schließt sie sich wieder. Leibesuntersuchung.

Auch an mich kommt die Reihe. In dem Untersuchungszimmer sitzen drei Polizeibeamte um einen nackten Holztisch. In dem Raum befindet

sich außerdem noch ein nichtuniformierter Mensch und ein Stuhl.

Ich muß an den Tisch herantreten und alle Taschen ausleeren. Messer, Schlüssel, Bleistifte, Notizbücher, Visitenkarten mit den Adressen der Angehörigen meiner sibirischen Kameraden häufen sich auf dem Tische. Der Nichtuniformierte zieht meinen Mantel ab und durchforscht ihn nach allen Richtungen. Dann meinen Rock, meine Weste, meine Hose. Ich muß mich auf den Stuhl setzen und die Schuhe ausziehen. Dann die Strümpfe. Die Schuhe und Strümpfe werden durchforscht. Von den Schuhen wird die Sohle abgetrennt und durchforscht. Dann kann ich mich wieder anziehen und werde nochmals abgetastet wie ein Stück Vieh beim Verkauf. Man schüttet den Inhalt meines Geldbeutels auf den Tisch. Man entleert meine Brieftasche. Man nimmt alles Geld an sich und gibt nur fünfzig Rubel zurück. Das andere behält man.

Ich bitte um eine Quittung. Man tut, als verstehe man mich nicht. Die Kerle sprechen natürlich Deutsch oder wenigstens einer unter ihnen. Ich wiederhole meine Bitte französisch. Da schnauzt mich einer deutsch an. „Quittung gibt es nicht. Das Geld kannst du dir wieder holen, wenn Deutschland erst die Kriegskosten bezahlt hat. Bis dahin behalten wir es. Zur

Deckung der Kriegskosten. Bezahlen werdet ihr ja doch nicht können. Du wirst das Geld schon nicht wieder sehen.“

Ich will meine Notizbücher, in denen natürlich längst nichts mehr steht, und die Visitenkarten mit den Adressen vom Tisch nehmen, aber es wird nicht erlaubt.

Ich protestiere. Aber der Nichtuniformierte faßt mich am Arm, der Polizeioffizier brüllt: „Puscholl!“ (Raus!) Draußen bin ich.

Meiner Frau ist es derweil in dem Raum für Frauenuntersuchung ähnlich ergangen.

Nun besitzen wir also glücklich zusammen noch hundert Rubel, gleich rund zweihundert Mark, um nach Deutschland zu gelangen. Alles andere hat die russische Behörde einfach gestohlen.

Wir dürfen in das Restaurant gehen und etwas essen. Wir haben Zeit, denn der Zug geht so bald noch nicht weiter.

Der Zug hat es wirklich nicht eilig. Erst gegen Abend müssen wir wieder einsteigen. Bis dahin können wir im Restaurant sitzen oder auf dem Perron spazierengehen.

Endlich werden wir wieder verladen. Die Wagentüren werden abgeschlossen. Es wird hin und her rangiert. Endlich geht es weiter.

„So eine Gaunergesellschaft, es sind doch einfach Räuber und Diebe, diese Beamten!“

Erschrockene Stille um mich her.

Dann sagt ein Männlein mit rheinischem Dialekt. „Solche Gespräche wollen wir lieber doch nicht führen.“

Neben ihm sitzt ein umfangreicher Herr im Bratenrock. Viele Ringe an den Fingern und Brillantknöpfe im Hemd. Es dürfte wohl ein Kommerzienrat sein oder dergleichen. Er nickt beifällig zu den Worten des rheinischen Männleins.

„Ach so, die Herren fürchten sich vor dem Gendarmen?“

„Man kann nicht vorsichtig genug sein,“ orakelt der Umfangreiche und schlägt einen Skat vor. Die Beleuchtung ist zwar höchst kümmerlich, aber er meint, bei einigem guten Willen ginge es.

Ich lehne dankend ab. So viel Angstlichkeit ärgert mich. Daran muß ich mich erst wieder gewöhnen. Meine früheren Kameraden kannten das nicht. Diese älteren Herrschaften wurden kürzlich erst aus Riga und Lodz ausgewiesen, sie sind aber nie verschickt worden. Also haben sie noch Angst, die wir Verschickten längst nicht mehr kennen. Was sollten wir auch noch zu fürchten haben? Außer dem Gehängtwerden haben wir ja so ziemlich alles mitgemacht, was Rußland Feinden zu bieten hat.

Das kümmerliche Lichtlein erlischt, der Ofen ist nicht geheizt. Es ist kalt und dunkel ringsum.

Die Kinder weinen sich in Schlaf. Einige Damen schnarchen. Eine alte Dame kann sich die halbe Nacht hindurch nicht von dem Versuch trennen, den Ofen doch noch anzuzünden und ihm Wärme zu entlocken, trotzdem es vergeblich ist.

Zwei Stunden fährt der Zug, dann hält er wieder. Ein gewaltiger Krach, daß die Kinder schreiend aus dem Schlaf fahren und die Koffer über uns herpurzeln. Ein Ruck. Wieder ein Krach. Kein Zweifel, wir werden umrangiert . . . Warum, wohin, wir wissen es nicht.

Für gewöhnlich dauert die Fahrt von Petrograd bis Kaumo sechzehn Stunden. Die unsere dauerte aber sechzig Stunden. Wir durften zwar den Preis für ein Billett zweiter Klasse im Personenzug bezahlen, in Wahrheit aber wurden unsere Wagen an Güterzüge angehängt und alle paar Stunden wieder umrangiert. Krach, Ruck, wieder ein Krach, so daß alles durcheinander purzelt. Eine äußerst liebevolle Behandlung. Und in den sechzig Stunden wurde uns ein einziges Mal eine Mahlzeit im Zuge serviert. Sonst lebte man wieder aus Eßkörben. Besonders schlimm war es natürlich für die kleinen Kinder, für die es weder warmes Wasser noch warme Milch gab.

Der umfangreiche Herr ist wirklich ein Kommerzienrat. Er hat eine Fabrik in Lodz und

russische Verwandte, Schwäger, Vettern und Russinen. Er zittert offenbar mehr um seine Fabrik als um Deutschland. Dem Männlein aus Riga mit dem rheinischen Dialekt geht es genau so. Sie zittern um ihren russischen Besitz und um ihre russischen Verwandten. Sie sind mit einem Wort stark verrußt, und wenn die Russen sie nicht ausgewiesen hätten, hätte keiner auch nur einen Augenblick daran gedacht, nach Deutschland zu reisen. Das sind die Leute, die es dann bei den deutschen Behörden nicht Wort haben wollen, daß es den Deutschen in Rußland schlecht geht. Aus Angst um ihre Fabrik und ihre Vettern in Rußland. Rette Deutsche!

Der russische Gendarm in unserem Wagen wird durch einen finnischen abgelöst. Er hat zwar dieselbe Uniform wie der russische, ist aber ein ganz anderer Mensch. Entgegenkommend und freundlich zu uns. Er bemüht sich sogar selbst um den Ofen, denn es herrscht eine elende Kälte. Er geht den Frauen zur Hand. Er drückt sich bescheiden in eine Ecke, um uns nicht zu viel Platz fortzunehmen. „Sehen Sie, es gibt auch anständige russische Gendarmen,“ sagt das rheinische Männlein voller Genugtuung zu mir.

„Warum nicht? Zumal, wenn es Finnen sind, die nur eine russische Uniform tragen müssen.“

Darauf kann er nun wieder nichts erwidern.

Lieber will ich bei den Deutschen am Ural bleiben, als mit diesen verrußten Menschen deutscher Abstammung länger zusammen sein, als unbedingt nötig ist.

Pfui Teufel!

Meine Frau gibt die Hoffnung nicht auf, den Lodzer und den Rigaer durch Erzählungen über das, was unsere Landsleute am Ural durchmachen müssen, zu bekehren. Haben die beiden Männer Angst, der Gendarm könnte verstehen, was meine Frau erzählt, und wie sie es erzählt? Sie nimmt kein Blatt vor den Mund. Und auch die amerikanische Botschaft bekommt ihr Teil, wie die Amerikaner überhaupt. O Gott, o Gott, haben die beiden Männlein Angst! Aber sie wagen auch nicht, meine Frau zu bitten, aufzuhören. O Gott, o Gott, die armen Kerle!

Der finnische Gendarm versteht offenbar Deutsch, läßt es sich aber nicht merken. Die Art meiner Frau gefällt ihm entschieden besser als die der beiden Rußdeutschen. Seine Sympathien sind bei mir und meiner Frau. Man fühlt so etwas. Sonst hätte er ihr ja auch schon längst den Mund verboten. Und als wir wieder einmal unseren Eßkorb hervorholen, da hilft der Gendarm meiner Frau beim Auspacken und nimmt von uns Zigaretten und Essen, während er es bei den anderen ablehnt.

Der Lodzer und der Rigaer verstehen das einfach nicht. Sie lebten viel zu lange in Rußland, um noch zu wissen, daß Charakter überall in der Welt auf die Dauer mehr imponiert als Feigheit und Angstlichkeit.

So geht es sechzig Stunden statt sechzehn, zweieinhalb Tage statt eines halben. Krach, Ruck, wieder ein Krach und so fort. Unsere Nerven, die schon manches haben aushalten müssen, werden nochmals auf eine harte Probe gestellt.

Endlich hält der Zug endgültig. Der finnische Gendarm nimmt unser Gepäck und geleitet uns persönlich zum Grenzzollamt. Die eine Seite ist russisch, die andere schwedisch. Wären wir doch schon auf der schwedischen Seite!

Aber so schnell geht das nicht. Wieder einmal Gepäckrevision und zwar gemeinsam von russischen und schwedischen Beamten. Wir aber müssen so lange noch auf russischem Boden bleiben.

Ein russischer Gendarm mit den Pässen tritt vor und ruft die Namen aus. Der Gerufene nimmt seinen Paß in Empfang und betritt schwedischen Boden. Rußland kann ihm so leicht nichts mehr anhaben.

Es dauert lange, bis mein Name gerufen wird. Der finnische Gendarm, der sich unserer immer noch annimmt, geht zweimal zu dem Kollegen, um nach unserem Paß zu sehen, findet ihn aber nicht.

Die Deutschen auf der russischen Seite werden immer weniger. Endlich, endlich auch mein Name. Ich nehme meinen Paß, der Freund in Petrograd hat also recht behalten, man hat sich meinen Paß vermutlich nicht näher angesehen. Der finnische Gendarm reicht mir unser Gepäck zu, wir stehen auf schwedischem Boden. Rußland kann uns . . . ich will nichts weiter sagen.

Auf schwedischem Boden am Ausgang des Zollamts ist ein Büfett errichtet, wo schwedische Damen den Ausgewiesenen Tee, Kaffee und belegte Brötchen servieren. Die Damen sind freundlich, ungeheuer gefällig und liebenswürdig. Gibt es das wirklich noch auf der Welt, daß man nicht einfach als gemeiner Verbrecher behandelt wird, bloß weil man Deutscher ist?

Wir stärken uns ein wenig, aber nicht lange. Russischer Boden ist uns noch zu nahe, die Entfernung zwischen uns und Rußland ist noch sehr klein. Wir machen bald, daß wir auf den schwedischen Dampfer kommen. Und nun sitzen wir in unserer Kabine und uns ist zumute wie in einem Märchen. Wahr und wahrhaftig, wir sind keine Verbrecher mehr. Wir sind wieder anständige Menschen wie andere auch, bevor man uns das Gegenteil nachgewiesen hat. Wir befinden uns wieder auf Rechtsboden. Keine Behörde kann uns mehr nach Belieben einsperren und bestrafen.

Das wäre erst nach einer Gerichtsverhandlung möglich, in der uns irgendein Vergehen nachgewiesen werden müßte.

So seltsam es für den klingen mag, der diese russische Zeit nicht mitgemacht hat, dieser Art waren unsere ersten Gedanken auf dem schwedischen Schiff.

Nachdem wir uns ein wenig gefaßt und dann vor allem gewaschen haben, gehen wir auf dem kleinen Dampfer spazieren. Jawohl, richtig spazieren. Als freie Menschen, denen niemand mehr etwas anhaben kann.

Es ist ein ziemlich minderwertiger, kleiner Kasten, dieser schwedische Dampfer, uns kommt er wie das Paradies vor. Und die Stewardess fragt nach unseren Wünschen. Ob wir noch eine wärmere Decke für die Nacht haben wollen? Es ist gar nicht zu fassen, daß wir wieder Wünsche haben und äußern dürfen.

Und der Steuermann zeigt uns den Weg zum Speisezimmer, wo es Bier gibt. Unglaublich ist das einfach. Bier!

Als wir das Speisezimmer betreten, fahren wir im ersten Augenblick entsetzt zurück. Bei dem schwedischen Kapitän sitzt ein Kerl in russischer Uniform. Was tut der Mensch hier auf schwedischem Boden?

Es ist der russische Hafentendant, schwer

betrunken. Er liebt diesen schwedischen Boden, denn da gibt es für ihn reichlich Schnaps und Alkohol in allen Abwandlungen, was es auf russischem Boden nicht mehr gibt. Deshalb lebt er, solange es irgend geht, auf den schwedischen Schiffen im Hafen, dieser edle russische Hafenskommandant. In diesem Augenblick bedeutet er für mich die Inkarnation des offiziellen Rußlands mit all seiner Gemeinheit, Korruption und Versoffenheit.

„Na, Deutsche!“ stammelt er auf deutsch und stiert uns an.

„Hübsche Prügel habt ihr wieder mal bekommen!“ rufe ich ihm zu.

Er versteht mich offenbar im ersten Augenblick nicht vor lauter Betrunkenheit.

„Sechzigtausend Russen sind gefangen, weißt du es schon?“

Er reißt die Augen auf. „Das macht nichts, das schadet gar nichts, Brüderchen. Ihr werdet noch mehr fangen und wir werden noch mehr schicken, immer mehr, immer mehr, bis ihr erstickt unter ihnen. Wir schlagen euch einfach mit Mühen tot. Prosit!“

Er trinkt und ich kümmere mich nicht mehr um ihn. Mit Mühen totschlagen, das ist so der typische russische Ausdruck, der schon beim Krieg mit Japan geprägt wurde. Es kommt nicht auf die

Ausrüstung, auf die Waffen, auf die Munition, die Verpflegung, die Führung an, sondern auf die Mühen. Möglichst viel Mühen, das heißt Soldaten, Mühen, Mühen, das ist die Hauptsache. Wer die meisten hat, siegt.

Der Hafentendant erhebt sich mühsam und torkelt aus dem Speisezimmer. Ich blicke ihm nach. Lebe wohl, du letzte russische Erscheinung aus Fleisch und Bein. Es ist eine Genugtuung, daß du gerade in solcher Verfassung entschwindest! . . .

Unser Schiffchen setzt sich in Bewegung. Es ist ein alter Kasten und schaukelt mächtig . . . Der Wind setzt ein und heult, die Wellen spritzen über Bord . . . Minengefahr . . . Seerkrankheit . . . Doch das alles bedeutet nichts und kann uns nicht schrecken. Nur weiter, weiter, immer weiter fort von Rußlands Gestaden. Wir haben Gegenwind. Der alte Kasten arbeitet schwer dagegen an. Wir brauchen fast anderthalb Tage bis Stockholm. Gegen vier Uhr morgens laufen wir in Schwedens Hauptstadt ein. In das erstbeste Hotel und schlafen, endlich einmal wieder tüchtig ausschlafen, ohne von Polizei oder Gendarmen gestört, geweckt und fortgeschleppt zu werden . . .

Gegen Mittag begegnen wir dem Rigaer und dem Lodzer Herrn. Sie haben schon etwas mehr Mut als auf der Fahrt durch Finnland, und der

Lodzer hat sogar ein Ordensbändchen im Knopfloch, das Bändchen des Roten Adlerordens vierter Klasse. Schau einer den Patrioten an! Kaum in Stockholm und schon das Bändchen am Gehrock. Was für deutsche Sorgen er hat, der Lodzer Kommerzienrat . . .

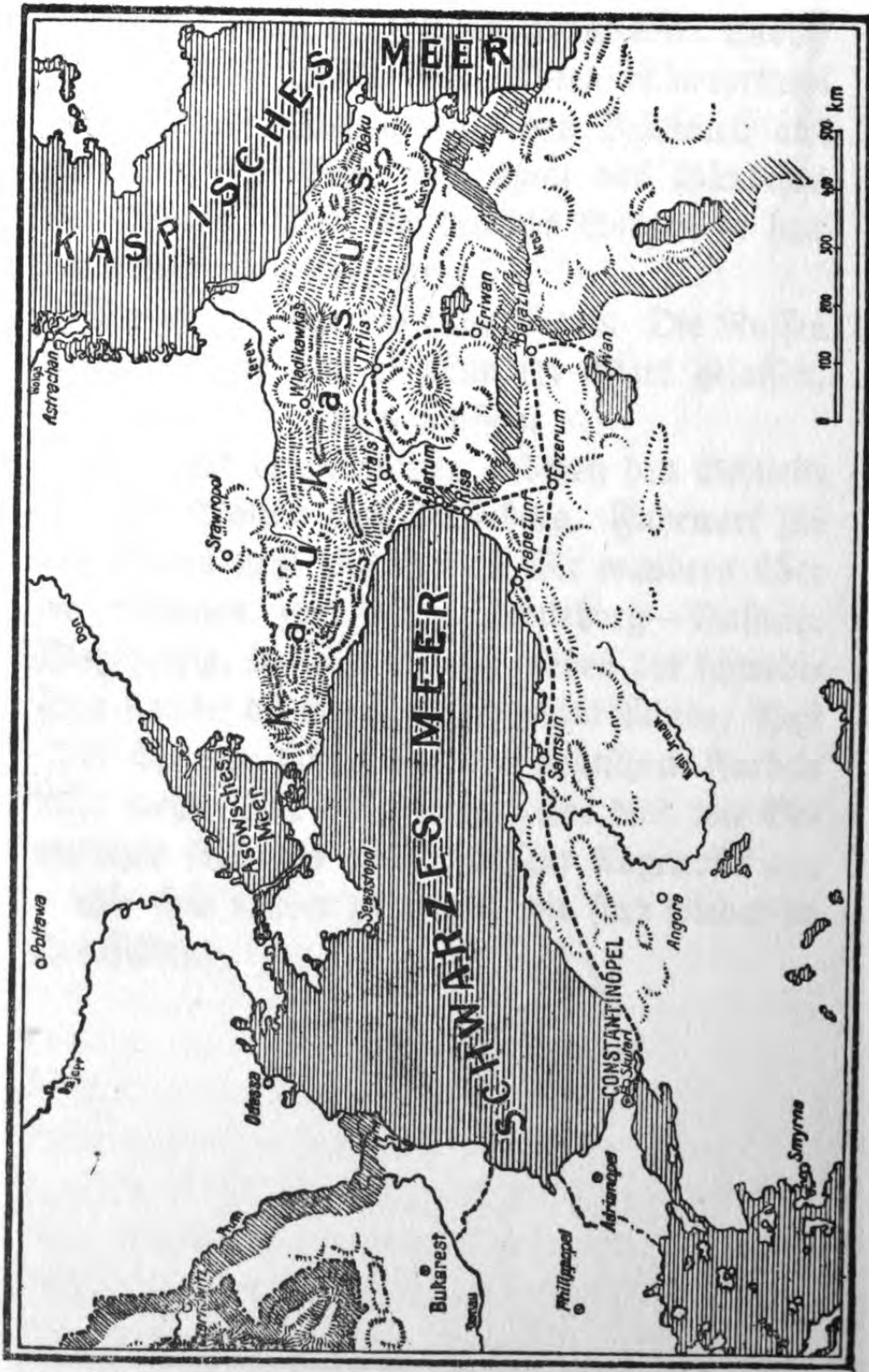
Wir bleiben nur bis zum Abend. Die Russen haben uns ja nur zweihundert Mark gelassen, die bis Berlin reichen müssen.

Wir benutzen mit vielen anderen den Schnellzug über Malmö nach Trelleborg. Fuhrwerk für das Gepäck steht hier bereit. Wir wandern über die Schienen zur Fähre Trelleborg—Sassnitz. Wahrhaftig, da liegt sie, und neben der schwedischen flattert die deutsche Flagge im Winde. Fast fünf Monate sahen wir die deutschen Farben nicht mehr. Wie viel bedeutet uns das, wie Gewaltiges sagt uns das in diesem Augenblick . . .

Wir sind wieder zu Hause, wir sind wieder in Deutschland.











Inhalt

	Seite
Die Reise nach Eiflis	7
Die Kriegserklärung	18
In der russischen Mausefalle	31
An der Madatowskij-Insel	44
Hausfuchung	60
Eingesperrt	74
Wieder unter Deutschen	90
Unter russischen Soldaten.	106
Berschiakt	128
Der Transport nach Wjatka	144
In Schnee und Eis	160
Unter russischen Rekruten	185
Die Befreiung	199
„Amerikanski“	213
Die Reise durch Finnland	235

In der Sammlung der „Müstein-Kriegsbücher“
erschieden in gleicher Ausstattung:

Paul Oskar Höcker

An der Spitze meiner Kompagnie

Als Landwehrhauptmann ist Paul Oskar Höcker ins Feld gezogen, und in den oft erschütternden, immer spannenden Berichten hat er die großen Erlebnisse der ersten Kriegsmomente geschildert. Ein Buch für alle Deutschen!



Fedor von Zobeltitz

Kriegsfahrten eines Johanniters

Die deutschen Heere in Frankreich schildert Zobeltitz und die Quartiere unserer Tapferen im winterdunklen Osten. Er sitzt an der Frühstückstafel Hindenburgs und zeichnet mit Treue und Wahrhaftigkeit das Heldenbild des großen Feldherrn.

Jeder Band 1 Mark



Ullstein & Co
Berlin SW 68

